

Ferdinand Sauter – Ein Wiener Original aus Salzburg

Zur hundertvierzigsten Wiederkehr seines Todestags

Von Hermann Loimer

*Der Wiener genießt die Lust
des Schmerzes und vergeht
am Schmerz der Lust.*

Grillparzer

Unter den Lyrikern des Wiener Biedermeiers nimmt Ferdinand Sauter einen bescheidenen Platz ein. Die Ränge des vormärzlichen Parnasses sind besetzt mit honorigen Poeten, denen die höheren Weihen einer Aufnahme in literarische Kompendien und Anthologien zuteil worden sind. Sauter, der sich nie auffassen konnte, seine Verse zu sammeln oder drucken zu lassen, ist heute fast vergessen. Er wurde nicht kanonisiert. Die bei Pustet verlegte achtbändige Geschichte Salzburgs widmet ihm zwei knappe Absätze, in denen er als „ein unstetes und schließlich heruntergekommenes Genie“ und als „trinkfreudiges Original“ abgetan wird, das „lieber in Wien hungern, als in Mittersill einen gutgehenden Kanzleiposten annehmen“ wollte. Seit Jahrzehnten sucht man in den Sortimentkatalogen des Buchhandels vergebens nach seinen Gedichten. Ein schmalbrüstiges Taschenbuch, vor 36 Jahren gedruckt und längst vergriffen, brachte zum letzten Mal eine kleine Blütenlese. Um Ferdinand Sauter ist es still geworden. – Ist nach seinem Tod und dem Tod seiner Freunde und Bekannten allmählich auch sein Leserpublikum abhanden gekommen? Mehr als Original seiner selbst als durch die Originalität seines Werks ist er wenigen in Erinnerung geblieben, und es bedarf allemal eines kalendarisch vorgegebenen Gedenktags, um ihn der völligen Vergessenheit zu entreißen.

Ferdinand Sauter kam am 6. Mai 1804, einem Sonntag, in Werfen als dritter Sohn des Anton Willibald Sauter, kurfürstlichen Rates, Kämmerers und Pflegers zu Werfen, und dessen Gattin Katharina geb. Kaltner, eines bürgerlichen Bierbrauers aus Tittmoning Tochter, zur Welt und erhielt noch am selben Tag in der Taufe nach römisch-katholischem Ritus den Namen Carolus Willibaldus Ferdinandus Johannes. Der Knabe wurde inmitten eines von Glück und Zufriedenheit gesegneten Hausstandes geboren. Seine Mutter war, wie Julius von der Traun bezeugt, eine „schöne, kräftige, verständige und tieffühlende Frau, die liebevollste, sorgfältigste, aufopferndste Mutter, welche bestrebt war, ihre Frömmigkeit und den Segen des Christenthums auch auf ihre Kinder zu vererben“. Ferdinand soll ihr am ähnlichsten gesehen haben und ein goldlockiger Knabe gewesen sein, der bald wegen seiner „Zuthunlichkeit und Schönheit“ das Goldkind seiner Eltern wurde.

Ferdinands Vater, der Sohn eines „Baaders und Wundarztes“ aus Mattsee, war das Muster eines kunstsinnigen Mannes und pflichtbewußten Beamten. In der Stadt Salzburg hatte er das Gymnasium besucht und war als Sängerknabe in die

fürsterzbischöfliche Domkapelle aufgenommen worden. Im Salzburger Kapellhaus durften begabte Söhne ärmerer Eltern kostenlos wohnen und am Gymnasium studieren, als Gegenleistung dienten sie beim erzbischöflichen Gottesdienst als Ministranten und Chorsänger. Anton Willibald Sauter genoß im Kapellhaus den Musikunterricht des Domkapellmeisters Michael Haydn und wurde von Leopold Mozart im Violinspiel ausgebildet. Darüber schreibt Leopold Mozart in einem Brief vom 29. Dezember 1785 an seine Tochter Nannerl in St. Gilgen: „. . . der Knab Sauter, mein Sclar, geigte ein Concert (am Abend des Vortages) im Kapellhaus . . .“; – dieses Violinkonzert Sauters fand am „Unschuldig-Kindlein-Tag“ statt, dem alljährlich feierlich begangenen Festtag der Domkapellknaben, an welchem sie ihren Wohltätern dankten. Sauter pflegte seine musikalischen Fertigkeiten und war „bis an sein frühes Lebensende als einer der angenehmsten und fertigsten Tenorsänger und Violinspieler“ geachtet und geschätzt; auch als Poet versuchte er sich, wie ein in seinem Nachlaß gefundenes Gedicht „Die Seeligkeit der Liebe“ zeigt. Nach ausgezeichnetem Schulabgang und nach Abschluß der juridischen Studien begann Anton Sauter seine Berufslaufbahn beim Pfleg- und Landgericht Staufenegg und kam über das Pfliegericht zu Tittmoning, wo er seine spätere Frau kennenlernte, an das Pfleg- und Landgericht Tamsweg. Nebenbei leistete er mit trigonometrischen und hydrographischen Arbeiten sowie als Dolmetsch für Französisch und Italienisch wertvolle Dienste; dem Geographen und Historiker Lorenz Hübner lieferte er aus seinen Gerichtsbezirken wichtige Beiträge für dessen „Beschreibung der hochfürstlich=erzbischöflichen Haupt= und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden verbunden mit ihrer ältesten Geschichte“. Im Jahr 1798 folgte die Beförderung zum Landrichter von Großarl, wodurch Sauter in die Lage versetzt wurde zu heiraten. Hier kam 1800 sein ältester Sohn, Anton Eleutherius, zur Welt; der Erstgeborene wurde als Botaniker, k.k. Kreisarzt und Gründungsmitglied der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde eine Zierde der Familie. Schließlich berief Fürsterzbischof Hieronymus Colloredo seinen tüchtigen und verlässlichen Beamten an das Land- und Pfliegericht Werfen als Pfliegerkommissär und Truchseß. In Werfen wurde 1802 der zweite Sohn, Andreas, geboren; auch er brachte es in seinem späteren Leben als k.k. Oberforstrat und Landesforstdirektor in Innsbruck sowie als Ritter des Franz-Josef-Ordens und Bayerischen Michaelsordens zu Ansehen und Würde. Am 5. Mai 1804 – einen Tag vor der Geburt Ferdinands – wurde Anton Willibald Sauter zum wirklichen Pfleger und kurfürstlichen Rat ernannt. Er hatte mit knapp 35 Jahren den Zenit seiner Karriere erreicht. Julius von der Traun weiß über sein Wirken „in den wilden Thälern des Pongaus“ zu berichten, daß er kein „Actentyrann“ gewesen ist, „dem im Dünkel oder in hasenherziger Servilität der Begriff edler Menschlichkeit verloren ging“.

Im Jahr 1805 wurde dem Ehepaar Sauter der Sohn Ludwig geboren, an dem Ferdinand abgöttisch hing, und 1807 die Tochter Josefine.

Ferdinand Sauter war im vierten Lebensjahr, da traf ihn der erste schwere Schicksalsschlag. Das idyllische häusliche Glück zerbrach mit dem plötzlichen Tod des Vaters. Anton Sauter hatte sich im Oktober 1807 bei der Verfolgung eines Kriminalfalls im tiefverschneiten Hochgebirge eine Lungenentzündung zugezogen, der er in wenigen Tagen erlag – ein Opfer gewissenhafter Pflichterfüllung. „Dem kenntnisreichen Diener, der seine Kraft dem Staat geopfert, dem Manne für Wahr-

heit und Recht, dem treuen Freunde seiner Freunde, dem edlen Haupt der Seini- gen setzt dieses Denkmal die Liebe“, verkündet sein Grabstein. Im Aberglauben der Pongauer lebt der Verstorbene noch heute als einer jener Geister weiter, die von der Werfener „Pflegerleiten“ kleine Steine auf die Straße werfen, um die Passanten zu mahnen, für ihre armen Seelen im Fegefeuer zu beten.

Als die Mutter den Sohn zur Bahre führte, warf sich der leicht erregbare, temperamentvolle Bub „auf den theuren Todten, bedeckte mit Küssen den Mund, dessen weisen Rath er an den Scheidewegen seines Lebens nie vernehmen, nur vermissen sollte, und übergieß mit Thränen die edlen Züge, die sein Kindergedächtniß späteren Tagen nicht bewahren konnte“. Er mußte mit Gewalt von der Leiche entfernt werden. Julius von der Traun setzt in seiner Biographie Ferdinand Sauters fort, „daß die ungewöhnliche Erregbarkeit seines Gemüthes, welche später zur Grundlage eines in gewissen ziellosen Richtungen unbeugsamen Starrsinnes wurde, an dem sein ganzes Dasein verkränkelte und zu Grunde ging“, sich am Totenbett des Vaters erstmals zeigte.

Im Frühjahr 1808 übersiedelte die Witwe mit ihren fünf Kindern nach Salzburg, „um ihnen die bestmögliche Erziehung zuteil werden zu lassen, wofür sie alle ihre geistigen, sehr gut entwickelten Kräfte einsetzte und keine noch so großen materiellen Opfer scheute“. Ein jüngerer Bruder ihres verstorbenen Gatten, der Klaviervirtuose und „Kompositeur“ Josef Willibald Sauter, nahm sie und ihre Kinder in seinem Landhaus liebevoll auf und bestellte wegen seiner häufigen Abwesenheit seine Schwägerin Katharina zur Verwalterin des Guts. Dieser außergewöhnliche Mann hatte nach Konzertreisen und langjährigen Aufenthalten in Paris, St. Petersburg und Wien schließlich das Landgut des Grafen Dietrichstein in Schallmoos (den sogenannten Stadlhof, später Baron-Schwarz-Hof, an der Schallmooser Hauptstraße) vor den Stadttores Salzburgs, nahe der Ortschaft Gnigl erworben und sich dort seßhaft gemacht. Lorenz Hübner lobte 1792 im ersten Band seiner bereits erwähnten Topographie Salzburgs diese Gegend mit folgenden Worten: „Vor dem Linzer=Thore . . . Man sieht nun der Höfe eine ziemliche Menge auf der linken Seite der Landstrasse, über das ganze nun häufig angebaute Gnigler Moos verbreitet, worunter zwölf sehr schöne und fest erbaute Häuser mit Gärten haben. Unter diesen zeichnen sich der Graf=Dietrichsteinische, . . . vorzüglich aus.“ Leopold Mozart liebte es, in dieser ehemals so reizvollen Gegend zu lustwandeln, und berichtete seiner Tochter ausführlich über seine Spaziergänge „in der Gnigl“.

Auf dem Landgut des Onkels erlebten Ferdinand und seine Geschwister in einer bezaubernd schönen und anregenden Umgebung *unvergeßliche Tage lieblichster Kindheit*. In einem Brief an die Braut seines Bruders Anton erinnerte sich Ferdinand im Jahr 1827 dieser glücklichsten Jahre seines Lebens, jener *wonnigen Tage in Garten, Feld und Flur, zwischen Brunnen, Teich und Taxusbüschen* mit sehnsuchtsvollen Worten: *In meiner frühesten Jugend, als mein Onkel noch den Hof in einer lieblichen Gegend, drei Viertelstunden von Salzburg entfernt, besaß, hatte ich die glücklichsten Tage; wir liefen da in Wald und Flur herum und freuten uns recht in Fülle der schönen Freiheit und des Rechtes, Alles, was in unserm Bereiche blühte und reifte, pflücken und einsammeln zu dürfen. Von dem Schlosse führte eine wunderschöne Kastanienallee in einen kleinen Eichenwald, in dem es viele Brombeeren gab; wir gingen oft hinaus und füllten fröhlich unsere Körbchen. – In andern Revieren gab's wieder Erdbeeren,*

Haselnüsse, wieder in andern die schönsten Blumen, besonders üppige Schmalzblumen . . . Überall war ich dort einheimisch, bald im Meierhof, wo ich mich öfters zum Essen einlud, bald auf dem Heuboden, bald im Nachbarhaus, besonders gern hielt ich mich im Glashaus auf, wo ich dem Gärtner arbeiten zusah; dann jagte ich oft die Fledermäuse aus, die sich zwischen den Balken aufhielten. Besonders freute ich mich immer auf die Zeit, wo die Johannisbeeren reif wurden, die vor dem Glashause standen. Wir Kinder hatten im Garten jedes ein eigenes Beetchen, in das wir aus allen Gegenden Blumen pflanzten, und oft konnten wir kaum den Morgen erwarten, um nachzusehen, ob nicht ein dahin gepflanztes Knöspchen aufgebrochen sei; besonders schöne Aurikeln, Sonnenblumen und Betonienrosen hatten wir; der ganze Garten war voll Duft. Ferdinand schreibt, daß er oft stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit neben seinem innig geliebten Onkel stand, um dem herrlichen Spiel auf dem Fortepiano zu lauschen. Guitarre spielte er eben so trefflich, und sang mit seiner überaus schönen Stimme italienische Lieder. Dabei setzte er sich an schönen Abenden in den Garten auf das Canapee am Hause und wir hörten ihm alle mit Entzücken zu. Er war wohl ein recht lieber, angenehmer Mann, der Herr Onkel, und wir hatten ihn Alle recht lieb. In der letztern Zeit kamen aus der Stadt öfters seine Bekannten, viele vom Militär, sogar Generale, zu uns, und speisten bei uns. — Ganz oben auf dem Dache war eine Terrasse, darauf Stühle und ein Tisch angebracht, an schönen Tagen wurde da droben zu Mittag gespeist. Man hatte von da aus die herrlichste Aussicht auf die lieblichste, mit kleinen Wäldchen, Baumgruppen, üppigen Wiesen und traulich zerstreuten Bauernhäusern abwechselnde Gegend, und in geringer Ferne lag die theure Stadt, rückwärts von den weißen Bergen umfangen. In den leisen, empfindsamen Versen seines Gedichts „Mein Sonntagsmorgen“ erinnert sich Ferdinand nochmals an diese glückliche Zeit: . . . Da gedenk' ich meiner Kindheit, / Und des Jubels gold'ner Tage, / Wo mich eine Märchensage / Glücklich eingehüllt in Blindheit, / Wo die Menschen lauter Engel, / Wo der Winter ohne Schauer, / Und die Seele, sonder Trauer, / Keime trieb wie Frühlingsstengel. / Später, da ich sehend worden, / Sah ich anders alle Dinge, / Sah die Falle, sah die Schlinge, / Und der Sorge Räuberhorden / Ueberschwemmt die Gedanken, / Daß sie von den Lustbezirken / Zu des Tagwerks Wechselwirken / Niederwärts zu Thale sanken. / Ja, ich fühle sie, die Bande, / Die mit eisenfesten Klammern / Trotz dem Sträuben, trotz dem Jammern, / Trennen mich vom Wunderlande . . .

Jäh und unerwartet fiel im Herbst 1810 der nächste Schlag des Unglücks auf die Familie Sauter. Der Onkel hatte sich auf der Rebhuhnjagd erkältet und verstarb nach wenigen Tagen. Wehmütig schreibt 1827 Ferdinand in seinem Brief: Zwei Tage vor des Onkels Tode lehnten wir, Ludwig und ich — ich erinnere mich noch recht genau —, an einem Stein an der Gartenthüre und beredeten uns ganz traurig über den Kranken. Nachdem er endlich gestorben war, wurden alle Möbeln licitirt, und da lehnten wir denn wieder beide an der Hausthüre, und sahen so traurig unsere gewohnten Geräthschaften wegschleppen; das waren für uns wohl schlimme Tage, so klein wir noch waren, so fühlten wir es doch schon genug. — Nach vielen Jahren kamen einmal wieder Ludwig und ich hinaus, und als wir in den Garten kamen, sahen wir keine Spur mehr von unseren geliebten Plätzen, statt den Aurikeln stand jetzt Unkraut dort und große Stangen mit Wicken und Bohnen u.s.w. — Das sonst so heitere Sommerhaus war ganz leer und nur einige Geräthschaften standen darin. Von dem Gartengitter waren ganze Stangen weggerissen, kein gebahnter Weg war irgendwo zu entdecken, die Jalousien des

Schlusses waren theils geschlossen, theils ausgebrochen, und das Ganze glich einer verlassenen Wohnung. Mit wehmüthigen Gefühlen verließen wir den Garten, aber jeder Schritt verursachte uns neue Betrübniß; der Gemüsegarten war gleichfalls verwahrlost, der Teich gleich daneben, dessen laute Bewohner uns oft ergötzt hatten, war ausgetrocknet und ausgestorben. – Wir trennten uns mit feuchten Augen von dem Schauplatze unserer ersten Freuden und wandelten trüb und nachdenklich durch die Felder. Eines war uns doch zum Troste geblieben, wir waren noch einer dem andern der alte geliebte Jugendgespiele. – Ferdinand Sauter hatte nicht nur das Paradies seiner Kindheit verloren. Mit dem Tod des Onkels verlor er auch die einzige männliche Bezugsperson, die den allzu früh verstorbenen Vater ersetzen und den sensiblen, launenhaften Buben hätte beraten und leiten können.

Frau Katharina Sauter zog mit ihren Kindern hinein in die Stadt Salzburg, Anton, ihr ältester Sohn, besuchte das altherwürdige Gymnasium der Benediktiner. Zwei Jahre später wurde auch Andreas aufgenommen. Anton war während der Schulzeit im „Collegium Rupertinum“ (Sigmund-Haffner-Gasse), Andreas im „Collegium Marianum“ (Bergstraße) untergebracht. Das Rupertinische und das Marianische Kolleg hatte einst Fürsterzbischof Paris Lodron zur Heranbildung verlässlicher und treuer Beamter begründet. Die ausgestifteten Brüder konnten in den Kollegien nicht nur wohnen, sie wurden dort auch verköstigt und mit Kleidung ausgestattet; dadurch war die Witwe finanziell spürbar entlastet. Als Austausch für den freien Studienplatz lebte meist ein älterer Student im Haus, der die beiden jüngeren Söhne bei ihren Schulaufgaben zu betreuen hatte. Einer dieser Hauslehrer war Jodok Stülz, 1799 in Bezaug geboren, später Prälat von St. Florian, welcher auch nach seiner Studentenzeit mit der Familie Sauter lange Jahre engen Briefkontakt pflegte und sich um Ferdinand kümmerte.

Wo Frau Katharina Sauter mit ihren Kindern in Salzburg Wohnung bezogen hatte, ist dem Populationskataster des Jahres 1813 zu entnehmen. In diesem „Kataster über den Bevölkerungs=Stand der Königl. bair. Kreis=Hauptstadt Salzburg, Viertel Nr. IV“ steht auf Folio 1733 amtlich vermerkt, daß „Sautter Catharina, geborene Kaltner aus Tittmoning, Landrichterswitwe, 43 Jahre“ mit ihren Kindern Anton (14 Jahre), Andrae (12), Ferdinand (10), Ludwig (9) und Josepha (7) sowie dem Diensthofen Schwaigerin Theresia, Köchin, aus St. Georg im Innviertel, 24 Jahre, im III. Geschoß des Hauses Nr. 237 (Reiter Haus, Getreid Gasse), einem viergeschoßigen Gebäude am linken Salzachufer beheimatet war. Bei den Namen der beiden älteren Söhne ist ferner angegeben, daß Anton auch im „Colleg. Rupert.“ und Andreas im „Colleg. Marian.“ als Zöglinge „vorkommen“; Ferdinand und seinen beiden jüngeren Geschwistern wird der Schulbesuch attestiert; außerdem ist eingetragen, daß alle fünf Sauter-Kinder gegen Pocken geimpft sind – keine Selbstverständlichkeit, wenn man die damals weit verbreitete Angst vor Impfungen bedenkt. – Eigentümer des Reiterhauses (das heutige Durchhaus Getreidegasse 33 bzw. Universitätsplatz 2) war der Stockhammerbräuer Matthäus Flatscher, ein Salzburger Patrizier.

Für Ferdinand hatte sich das Leben seit der Übersiedlung nach Salzburg grundlegend geändert. Er mußte die Weitläufigkeit und Schönheit des Gartens seines Onkels eintauschen gegen die Enge der kleinen Bürgerstadt, und anstatt durch blü-

hende Wiesen ging er durch schmale, düstere Gassen. Alles war so nahe bei seinem Wohnhaus, auch das Gymnasium, welches ihn im Herbst 1813 aufnahm.

Über seine schulischen Erfolge sind wir ausreichend unterrichtet. Die „*Catalogi inferiorum*“ des Salzburger Gymnasiums bestätigten ihm am Ende des ersten Schuljahrs „viel Fähigkeiten, großen Fleiß, guten Fortgang und sehr lobenswertes Betragen“. Zwar konnte er zu Schulbeginn noch nicht gut lesen und schreiben und sohin die ersten zwei Monate mit den übrigen Schülern nicht mitarbeiten, dennoch erreichte er im „Jahresfortgang den 21. Platz unter 72 Mitschülern“. Auch im Schuljahr 1814/15 wird Ferdinand gelobt: „Er erreicht zwar seinen Bruder Ludwig [beide Brüder besuchten bis zu Ferdinands vorzeitigem Schulaustritt dieselbe Klasse] an natürlichen Anlagen und Sprachkenntnissen – Geographie und Kalligraphie ausgenommen – nicht, gehört aber immer unter die vorzüglicheren Schüler dieses Kurses. Er ist für jeden Eindruck von außen sehr empfänglich, denkt und arbeitet aber, wenn sein Geist versammelt ist, richtig und leicht. Sein äußeres Benehmen charakterisiert reine und unverdorbene Kindlichkeit“. Am 30. August 1815 wurde er mit einem Ehrenzeugnis des Königlich Baierischen Studien-Rectorates öffentlich belohnt, Ferdinand hatte als „Schüler der Obern Abtheilung der Unter-Primärschule an der K. Baierischen Studienanstalt zu Salzburg durch Geistesgaben, Fleiß und Sittlichkeit unter 46 Mitschülern den neunten Fortgangsplatz erworben“.

Die Leistungen Ferdinands in den nächsten Klassen können den im Salzburger Landesarchiv verwahrten Jahresberichten des Akademischen Gymnasiums entnommen werden. In „*Juventus / Gymnasii Salisburgensis / e progressu in litteris, bonisque / artium disciplinis / censa / exeunte anno scholastico / MDCCCXVI.*“, dem Schulbericht für 1815/16, wird er in der Unterstufe der 2. Grammatikklasse („in II. grammatices classis, in cursu I.“) unter 54 Mitschülern an 12. Stelle genannt; Ludwig Sauter war der Klassenprimus. Der Jahresbericht für das nächste Schuljahr – „*Juventus / Caesareo-Regii / Gymnasii Academici / Salisburgi / e moribus et progressu in literis / censa / exeunte anno scholastico / MDCCCXVII.*“ – bringt erstmals die Noten in den Jahreszeugnissen der Schüler: Ferdinand hatte nur „E Mathesi“ (Rechnen) eine Zensur zweiter Klasse, sonst lauter Einser, „E Moribus“ (Betragen) sogar Eins mit Auszeichnung; Ludwig erhielt fünfmal die Note Eins mit Auszeichnung und nur „E Physica“ eine simple Eins. Ende des Schuljahrs 1817/18 schloß Ferdinand die vierte Grammatikklasse mit sechs Einsern ab, Ludwig erhielt sechsmal Eins mit Auszeichnung. Im Schuljahr 1818/19 war Ludwig Sauter der viertbeste Schüler der 1. Humanitätsklasse; Ferdinand hatte während des Jahres den Schulbesuch abgebrochen und scheint im Katalog nicht mehr auf.

Im Sommer 1820 beendete Ludwig mit sechs Auszeichnungen die 2. und somit letzte Humanitätsklasse und begann in Wien mit dem Studium der Rechtswissenschaften.

Über die bedrückenden Zwänge und Nöte im damaligen Schulalltag hat uns Franz Stelzhamer, der 1816 an das Salzburger Gymnasium kam und mit Ferdinand Sauter bis zu dessen Tod befreundet war, in seiner im Jahr 1875 posthum gedruckten Prosaskizze „Aus meiner Studienzeit – Salzburger Erinnerungen“ einen lebendigen Bericht hinterlassen. Der Studienplan umfaßte vier Grammatikal- und zwei Rhetorikklassen; ab dem Schuljahr 1816/1817 – Salzburg war österreichisch geworden – hießen die beiden Klassen der Oberstufe fortan „Humanitätsklassen“. Der

Unterricht war vor allem auf die Erlernung der lateinischen Sprache ausgerichtet. In den einzelnen Klassen wurden die Schüler, ihren schriftlichen Leistungen entsprechend, streng hierarchisch „gesetzt“. Die besten Schüler, „Decuriones“ genannt, besetzten die Ecksitze der Schulbänke und hatten für Zucht und Ordnung unter den Mitschülern in ihrer Bankreihe zu sorgen. Über allen Dekurionen thronete der „(Pater) Familias“, meist ein älterer Schüler, der während der Abwesenheit des Professors für die Disziplin der gesamten Klasse verantwortlich war. Ausgenommen von dieser peniblen Hackordnung waren Kinder aus adeligen Familien, die „Nobiles“ – sie saßen, ebenso wie der „Familias“, von den „Plebejern“ abgesondert in eigenen „Kanzeln“ und kehrten den übrigen Schülern, so wie der Professor selbst, ihre Gesichter zu. Stelzhamer weiß von einer mehrtägigen „Scription“ in seiner Klasse zu erzählen, in der die Kenntnisse in Latein, Rechnen und in „deutschen Styl- und Rechtschreibungsproben“ klassifiziert wurden, und von der nachfolgenden neuen „Setzung“: – „Der Professor kam. Hinter ihm Familias Reindl mit einem mächtigen Stoß Schriften unter dem Arme. Reindl's krumme Nase sah fast pfiffig auf uns arme Sünder hernieder, als er den hohen Stoß auf der Professor-Kanzel absetzte. Der Professor hingegen ließ sich nichts anmerken, weder Freud noch Leid. Er machte sogar seinen gewöhnlichen Spaziergang einigemal das lange Zimmer auf und nieder, peitschte dabei auch wie jedesmal einige Morgenprisen in die Nase und endlich bestieg er die Kanzel. ‚Die ersten zehn oder zwölf besetzen die Dekurionenplätze‘, sagte er, als er zuvor noch den schweren Blick über uns gezogen hatte, ‚dann füllt sich nach der Reihe Bank für Bank. Acht Köpfe in jede, nicht mehr nicht weniger – also!‘ Sprach und verteilte die korrigierten Schularbeiten, bei der besten beginnend, der Reihe nach.“ – Am Ende des Schuljahrs fand im großen „Collegiumssaal“ die öffentliche „Preisverleihung“ und die ebenfalls öffentliche „Censuren-Verlesung“ (von den Studenten „das letzte Gericht“ genannt) in Anwesenheit des Gouverneurs, des Studiendirektors, des Präfekten, sämtlicher Professoren und aller Schüler statt – soweit sie nicht einer „Purifikation der Schule“ zum Opfer gefallen waren.

Die Gymnasiasten verstanden es aber, in ihren freien Stunden die geistige Enge und die Zwänge des altväterischen Schulbetriebs aufzubrechen. Jodok Stülz, der als Student im Reiterhaus bei Frau Sauter und ihren Kindern wohnte, erinnert sich voller Enthusiasmus: „Hier im deutschen Florenz entfaltete sich schnell ein jugendlustiges Studentenleben, es kam die Zeit der Dichter-Lectüre und oft auf wunderliche Art machte sich die Begeisterung der jungen Seelen Luft. In der ‚Leopoldskrone‘ bei Salzburg blühte hauptsächlich die muthwillige Studentenwirthschaft und trieb tollen Scherz und poetische Schwärmerei . . . Besondere Begeisterung erregte damals die erste Dichtung Grillparzer's – die schauerliche ‚Ahnfrau‘. Da ward auswendig gelernt und declamiert und man überbot sich in der Feier ‚dieses vorzüglichen deutschen Poeten‘; und als man erfuhr, dass sein Loos nicht das glücklichste zu sein scheine, da fühlte sich die Salzburger Studenterei erst recht als Grillparzer's ‚Bruder in heiliger Dichterliebe‘, denn sie hatten ja auch viel vollere Herzen als Geldbörsen und Mägen.“ – Dieses schöngestige, freizügige und schwärmerische Studentenleben außerhalb des muffigen Schulbetriebs hat Ferdinand Sauter tief beeindruckt und geformt. Als er zum Lyriker herangereift war, rief er zur „Ermunterung“ aus: *Laß dich nicht in Ketten legen, / Bändige die schnöde Welt, / Die den lau-*

ten Herzensschlägen / kalten Hohn entgegenstellt! // Unerschöpflich ist der Bronnen, / Dem Begeisterung entquillt, / Stürze dich in seine Wonnen / Und dein Dürsten ist gestillt . . .

Während seines fünften Schuljahrs verließ Ferdinand das Gymnasium ohne Studienabschluß; er äußerte den Wunsch, die „Handlung zu erlernen“. Der Anlaß für diesen schwerwiegenden Entschluß, den er später bitter bereute, ist nicht zu ergründen. War es die Selbstüberschätzung eines jungen Mannes in der Pubertät, der sich selbst zum Maß aller Dinge macht? War es der unbändige Freiheitsdrang des jugendlichen Genies, das seinen Geist nicht in spanische Stiefel einschnüren ließ? War es das Mißbehagen an der Schule als Institution? Mangelnde Fähigkeiten oder schlechte wirtschaftliche Verhältnisse werden wohl kaum die Ursache für den Schulabbruch gewesen sein. Julius von der Traun stellt lapidar fest: „Diese Studien scheinen ihm aber sehr lästig gefallen zu sein“. Lästig und verhaßt war ihm sein Leben lang jeder konventionelle Zwang, jede auf Dauer angelegte Tätigkeit, jeder Leistungsdruck. Ferdinand liebte es, für den Augenblick und in ungebundener Freiheit zu leben. In einer alten biographischen Skizze lesen wir: „Als alles Zureden nichts fruchtete, so gab ihn seine Mutter zu einem Kaufmann in die Lehre, der mit ihm zufrieden war . . . Den häuslichen Frieden liebend und sehend, daß mit Ferdinand in Güte das Meiste, mit Strenge wenig auszurichten sey, gab (sie) seinem Ungestüme, seiner Genäschigkeit wohl mehr nach, als ihm gut war; wenigstens lernte er bey ihrer so liebevollen Behandlung die für ein solches Gemüth doppelt schwere Kunst der Selbstbeherrschung nicht, indem sein starrer Eigensinn nicht gebrochen wurde.“ – Ob er im Beruf des Kaufmanns sein Freiheitsideal erblickte, können wir nur erahnen. Es fand sich niemand, der den lebensunklugen Jüngling in dieser kritischen Entwicklungsphase beraten oder gelenkt hätte. Von einer nachgiebigen Mutter weich und zur Unselbständigkeit erzogen, folgte er seiner Neigung. Die Einsicht, falsch gehandelt zu haben, und die Reue quälten ihn in den Jahren der Reife. Doch es war zu spät, Ferdinand hatte am Scheideweg seines Lebens die falsche Straße gewählt. Zur Umkehr fehlte ihm die nötige Selbstdisziplin. Wehmutsvoll bekennt er in seinem Gedicht „Welt und Poesie“: *O Leben, das mein junger Geist einst ahnte, / Woran mich jeder neue Morgen mahnte, / Du warst ein buntverklärtes Wolkenbild; / Und als nach wenig hingetraumten Stunden / Der holden Täuschung Zauber war verschwunden, / Da zog ich einsam durch ein fremd Gefild. // Geschmiedet war schon längst die eh'rne Fessel . . .*

Ferdinand Sauter absolvierte in Salzburg die kaufmännische Lehre und erhielt bei seiner Freisprechung ein ehrenvolles Zeugnis. Noch im Jahr 1819 nahm ihn sein Vormund, der Pfleger in Haag im Hausruckviertel war und im Starhembergischen Schloß seinen Amtssitz hatte (wahrscheinlich Johann Andreas Seethaler), zu sich als Schreiber. Ob Ferdinand nach Haag ging, weil er keine Anstellung in einer Salzburger Handlung finden konnte oder weil er des kaufmännischen Berufs bereits überdrüssig geworden war, läßt sich nicht klären. Mündel und Vormund, der sich um seinen Schutzbefohlenen bisher kaum gekümmert hatte, harmonierten jedoch nicht miteinander, so daß Ferdinand nach einem kurzen Intermezzo in Haag noch im selben Jahr nach Wels zu einem Kaufmann kam.

In Wels blieb Ferdinand bis 1825; es waren für ihn sechs ruhige und ereignisarme Jahre. Er galt als „ein allseits beliebter und gern gesehener junger Mann“. Der

Arbeitgeber war mit den Leistungen seines „Commis“ zufrieden und behandelte ihn wie ein Mitglied der eigenen Familie. Vom älteren Freund Jodok Stülz reichlich mit schönggeistigen Büchern versorgt, las Ferdinand viel, aber ohne jegliches System. Zu seinen Lieblingsautoren gehörten damals: Claudius, Gellert, Goethe, Hermes, Jean Paul, Meißner, Moritz, Schiller, Shakespeare und Wieland. Ein wahrer Bildungshunger hatte ihn ergriffen; er suchte nach geistiger Nahrung, um den philiströsen Alltag zu meistern. In die Welser Jahre fallen auch seine ersten lyrischen Versuche. Die Nachrichten über Ferdinand unterscheiden sich kaum von jenen aus seinen Schultagen. Jodok Stülz schrieb 1821 an Frau Sauter: „Er ist wohl noch ganz Knabe, aber ein guter unverdorbenener Junge, den man gerne haben muß; der Zug von Schwermuth, welcher in seiner Seele liegt, mag ihm schon manche bittere Stunde verursachen, ihn aber auch gewiß von mancher Verirrung frei erhalten.“ Ein Jahr später wußte sein Bruder Ludwig mitzuteilen: „Ich habe heuer Ferdinand besonders schätzen gelernt, sein Herz ist so edel, so rein, sein Wesen so ganz ohne Falsch und Tücke; es ist seine stille Heiterkeit ein wahrer Zug seines reinen Herzens, seines rechtschaffenen Sinnes . . . er ist ein vorzüglich herzlicher, braver Mensch, und wer ihn kennt, kann ihm die Achtung seines edlen Gemüthes nicht versagen.“ – In den folgenden Jahren wurde Ferdinand immer unzufriedener mit seinem Los. Er revoltierte gegen die geistige Leere in der kleinen Provinzstadt, er litt unter der Eintönigkeit seiner Alltagsarbeit und bedauerte, über keine abgeschlossene Schulbildung zu verfügen, die ihm bessere Berufschancen eröffnet hätte. Im Dezember 1824 schrieb er seinem Bruder Anton: *Meine hiesige Lage wird mir mit jedem Tag lästiger, indem ich zu diesem Geschäft, das ein Schusterjunge ebenso gut oder besser versehen mag als ich, gar nicht taue, und ich es leider erkennen muß, daß bei diesem ewigen Nichtsthun auch mein Eifer und meine Wißbegierde erkalten. Leider wählte ich diesen Stand in einer Zeit, wo mir die reifliche Überlegung fehlte, und es fiel auch Niemanden bei, mich prüfen zu helfen oder mir zu widerrathen.*

Nach Salzburg, an den Ort seines Versagens zurückzukehren, lockte ihn nicht. Die einstige fürsterzbischöfliche Haupt- und Residenzstadt hatte durch die Säkularisierung und den mehrmaligen Herrschaftswechsel während der napoleonischen Wirren all ihren Glanz verloren. Das geistige Leben verkümmerte, auf den Plätzen der verarmten Stadt wuchs das Gras. Das Salzburger Land hatte seine Selbständigkeit eingebüßt und war zum fünften Kreis des Erzherzogtums Österreich ob der Enns degeneriert.

Ferdinand sprengte abermals seine Fesseln und ging 1825 für immer in die Stadt seiner Sehnsucht – nach Wien. Hier wurde er rasch heimisch, hier fühlte er sich wohl. Die sprichwörtliche Vergnügungssucht und Gemütlichkeit der Wiener, die sich im Vormärz – der „guaten alten Zeit“ – zu voller Blüte entfalteteten, zogen Ferdinand mächtig in ihren Bann. Für den unausgeglichenen, von Stimmungen abhängigen, idealistisch gesinnten, labilen jungen Mann, der nie erwachsen wurde, barg das ungewohnte turbulente Leben in der Kaiserstadt neue Fallen und Schlingen, in denen er sich immer mehr verfangen sollte. Eine Anstellung als Kommis in der Wiener Niederlage der Klein-Neusiedler Papierfabrik, die im Schönbrunner Haus an der Tuchlauben ihr Domizil hatte, verschaffte ihm zwar die materielle Grundlage für ein bescheidenes Leben; um jedoch in den gesellschaftlichen Kreisen des gebildeten Bürgertums, in die er rasch Zugang gefunden hatte, bestehen zu

können und als ebenbürtig zu gelten, fehlte ihm nicht nur der nötige Schliff, sondern auch das Kapital. Über den Freundeskreis seiner Brüder Anton und Ludwig, die seit 1820 in Wien lebten, wurde Ferdinand mit Franz Schubert, Moritz von Schwind, Leopold Kupelwieser, Ferdinand Raimund, Eduard von Bauernfeld, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau und vielen anderen Wiener Literaten und Künstlern bekannt. In diesen Männerrunden holte sich Ferdinand geistige Anregungen, er rezitierte seine Gedichte und wurde anerkennend gelobt, doch er fühlte sich nie wohl in den elitären Künstlersalons und Literatencafés. Moritz von Schwind malte im Jahr 1828 Ferdinands Porträt, das ihn als hübschen Jüngling mit buschigem Haarschopf und klugen, freundlichen Augen zeigt.

Schwere Schicksalsschläge hatten Ferdinand in seinen frühen Wiener Jahren zutiefst aufgewühlt. Im März 1825 war unerwartet seine Mutter gestorben. Die Trauer um ihren Gatten und die Sorgen mit ihren fünf Kindern – besonders mit Ferdinand – hatten ihr Leben verkürzt. Im Sterbebuch der Pfarre Gnigl – Frau Katharina Sauter hatte während ihrer letzten Lebensjahre im „Helmreichhofe“ (auch „Weiserhof“, „Weickl-“ oder „Waickhof“ genannt) in Gnigl gewohnt – ist als offizielle Todesursache „Herzwassersucht“ eingetragen. Mit dem Tod der Mutter brach für Ferdinand die wichtigste Stütze seines Lebens. Das gehätschelte Sorgenkind der Familie war verzweifelt und wollte seinem Leben ein Ende setzen. In dem poetischen Nachruf „Beim Tode meiner Mutter“ formte er seine Wehmut und die tiefe Trauer um die Verstorbene zu einem innigen Gedicht. – Kaum zwei Jahre danach verstarb in seinen Armen der „beste Jugendgespieler“, sein Lieblingsbruder Ludwig an der „Lungensucht“. Beide Brüder hatten in Wien in einer gemeinsamen Wohnung gelebt. Julius von der Traun berichtet, daß Ferdinand abermals einen Selbstmordversuch unternahm.

In seiner seelischen Not und dem unstillbaren Verlangen nach Zuneigung und Geborgenheit versuchte Ferdinand sich an eine sanfte, mütterliche junge Frau zu klammern – doch diese war bereits die Braut seines Bruders Anton. Das nun folgende aussichtslose Liebeswerben vermehrte seine Qualen und brachte neue Enttäuschungen. Die seelischen Erschütterungen während der ersten Wiener Jahre lösten aber die Zunge des Dichters und prägten die Grundstimmung seines poetischen Schaffens. Sentimentale Resignation, melancholische Selbstdarstellungen und pessimistische Sentenzen durchziehen seine Lyrik. *Das Herz, es wollte schon sich freuen, / Dem Schöpfer jubelnd Preis und Dank; / Doch seit in Schnee erfror der Maien, / Seitdem ist es vor Sehnsucht krank.*

In langen Briefen an Antons Braut schüttete Ferdinand fast jede Woche sein wundes Herz aus. Unter dem Titel „Aus den Briefen Ferdinand Sauters an meine Frau als Braut“ hat Anton Sauter nach dem Tod seines Bruders ein Exzerpt zusammengestellt. Viele Passagen verdeutlichen die triste seelische Verfassung des entwurzelten jungen Mannes. – Im Herbst 1826 schrieb Ferdinand: *So froh war meine erste Jugend, so kindlich rein und ungetrübt konnte ich mich freuen, so warm und ungehindert konnte ich lieben, konnte hangen an geliebten Herzen, liebe Wort und Augen selig in mich saugen; denn die Brust war ruhig – doch diese Ruhe ist nun dahin, dahin, und es wurmt und stürmt nun in dieser einst so ruhigen Brust und verwehrt jeder schönen Freude den Eingang. . . Betrachten Sie mich doch recht genau, so werden Sie doch klar einsehen, daß an mir wenig, recht wenig ist. Da ist nichts von Kraft, von festem Willen,*

von edlem Großmuth, von wahrhaft uneigennütziger Aufopferung für das Wohl Anderer, nur Selbstsucht, ewiges Schwanken und eitles Herumtreiben ohne Zweck und Absicht und so fort und fort, ich muß mich ja schämen, so wenig Gutes in mir zu finden. Glauben Sie mir nur, erkennen Sie doch endlich das Wahrhafte, und verschonen Sie mich mit Ihrer übermäßigen Achtung und Zuneigung; Unverdientes kann doch nur drücken . . . – In einem Brief vom 19. April 1827 setzt er seine Selbstanklagen fort: *An mir ist im Ganzen blutwenig, das bißchen Gutheit ist Naturanlage, also kein Verdienst, arm bin ich an nützlichen Kenntnissen, arm an kräftigem Willen. Das Maasß des Verstandes ist äusserst mittelmässig, ich muß es oft genug fühlen. Keine Lebensgewandtheit, keinen festen Charakter, keinen unumstößlich reinen Sinn, kein planmäßiges Hinstreben nach einem vorgesetzten Ziel, nur zweifelhaftes Schwanken und Stillstand aller wirkenden Kräfte, kein festes Anhalten an Gott und Religion, nur ein sinnloses in die Welt Hineinleben, stürmend in allen Leidenschaften, und kein Funke wahren Muthes in Stunden der Trübsal und des Mißgeschickes. Hätte ich freie Hand in allen Dingen, so könnte aus mir ein Wütherich, ein Ungeheuer werden. Dieß ist so beiläufig ein Bild von mir, und ich muß erröthen, indem ich's für wohlgetroffen erkenne. Übertrieben ist's nicht um ein Quentchen, das schwöre ich.* – Am 4. Mai 1827 klagt Ferdinand: *Seit lange bin ich nun schon umhergetrieben, und herumgepeitscht in diesen Stürmen, und in keinem Mutterschooße finde ich mehr Schutz für meine zerrissene Seele, kein Bruderherz erwärmt mich mehr zu einem bessern schönren Leben.* – Den folgenden Tag schreibt er: . . . *Ich mag nun einmal das immerwährende ‚Mässig, Mässig‘ nicht ertragen, und werfe mich selber in Stürme, da ja ohnehin mein ganzes Daseyn ein fortwährender Sturm ist.* – Einen anerkennenden Brief von Antons Braut beantwortet Ferdinand am 24. Oktober 1827 voll Begeisterung: . . . *Ja, ich gesteh's, es entzückt mich Ihre Auffassung, daß ich ja selber ein Dichter sey; es freut mich unsäglich, wenn Sie meinen, daß ich nur ein Kleinweniges von einem dichterischen Gemüth in mir habe, und ich fühle es lebhaft, daß ein Dichter der glücklichste Sterbliche unter der Sonne seyn muß, daß Alles rings um ihn neu und frisch aufblühen, aufsprossen muß durch die wärmenden Strahlen seines Geistes, und entgegenwachsen viel höheren Sonnen, daß er mit frohen Blicken über die Welt hinschaut, daß ihm der Busen zu enge wird, um alles Lebende darin liebend zu tragen und zu befruchten, daß er stets mit schwebender Brust über die Erde hinschwankt, und ihm die leiseste Berührung des Bodens verletzen muß.*

Diese Selbstdarstellungen und die glühenden Liebesbeteuerungen Ferdinands – letztere hat Anton allerdings unterdrückt – verstummten erst nach der Vermählung der beiden Verlobten.

Seit dem Tod Ludwigs besuchte Ferdinand Sauter immer seltener das „Silberne“ und das „Goldene Kaffeehaus“, wo sich die geistige Elite Wiens traf – auch Grillparzer war in einem Extrazimmer des Silbernen Kaffeehauses in der Plankengasse oft zu Gast, mied jedoch die laute Geselligkeit –, und entfremdete sich immer mehr jener gesellschaftlichen Schicht, in die er hätte hineinwachsen wollen und wo er seiner Begabung nach auch hätte aufgenommen werden können. Ein kleines ererbtes Vermögen war bald aufgezehrt oder verjuxt mit zweifelhaften Freunden, die seine Gutmütigkeit ausnützten. Sarkastisch schrieb er: *Mir hat sich jüngst mein liebster Freund verlaufen; / Wo find ich Gold, den zweiten mir zu kaufen.* Sein karges Einkommen im „Papierkontor“ und die Schwächen seines Charakters machten ihn

zum sozialen Absteiger. Als sein Bruder Anton 1828 Wien verließ, hatte er keinen moralischen Halt mehr und sank im Laufe der Jahre zu einem stillen Zecher in den Gasthäusern der Vorstädte herab.

Durch Vermittlung von Freunden erschienen ab 1833 einige seiner Gedichte in Wiener Almanachen und Zeitschriften. Doch Ferdinand Sauter ging mit seinen geistigen Schöpfungen im allgemeinen ebenso sorglos wie Franz Schubert mit seinen Kompositionen um. An eine Sammlung der poetischen Werke dachte er nicht. Meist schrieb er seine Einfälle auf Zettel, die gerade zur Hand waren, auf Wirtshausrechnungen, Speisekarten oder Formulare. Im Unterschied zu Josef Weinheber bemühte er sich nie um ausgereifte Form und makellose Vollendung. Seine Verse waren die Kinder seiner Launen. Viele Gedichte verschenkte oder verlor er, kaum daß er sie zu Papier gebracht hatte, manche verbrannte er aus Angst vor der Zensur. Oft klagte er: *Um das is' schad', daß's der Wind davontragen oder einer g'stohlen hat, das war ein's von die guten!*; und in einem Distichon sagte er: *Blätter verschwendet der Herbst, und Flocken der eisige Winter, / Liebe so starret zu Eis, Lieder entflattern im Wind.* – So ging viel vom lyrischen Schaffen Ferdinand Sauters unwiederbringlich verloren.

In dieser Zeit begann er, seinen Körper und die Kleidung zu vernachlässigen. Er mutierte allmählich zu einem Sonderling, „dem reines Hemd und reine Sitte fremd“ waren, wie ein übelwollender Zeitgenosse urteilte. Wohlgemeinte Ratschläge eines Freundes, der ihm dringend mehr Reinlichkeit empfahl, da er wie ein Schlossergeselle verschmutzt sei, wies er zurück: *Ja, soll i mi denn auswendig a no waschen! I wasch mi lieber inwendig.* Die frische Kleidung oder Wäsche, womit ihn gelegentlich seine Schwester Josefine versorgte, war bald versudelt oder verschenkt. *Ich will mich durchaus nicht rühmen*, schrieb er am 2. Juni 1842 seinem Bruder Anton, *aber Du könntest hier in Wien mehrere finden, mit denen ich in meinen schlechtesten Tagen die letzten Groschen, ja mein Hemd teilte.* Auf einem Zettel hat er einmal seinen Wäschevorrat vermerkt: *4 Hemden, 2 Gattien, 2 Chemisetten, 2 Gillés, 4 paar Fußsetzen, 1 Schnupftüchl.* Tagsüber ging Ferdinand seinem ungeliebten Brotberuf mehr schlecht als recht nach, die Nächte verbrachte er meist mit Freunden in Gaststätten. Der Feuilletonist Friedrich Schlögl – „der bürgerlich radiierte Oberrauner der Stadt Wien“, wie ihn Karl Kraus in der Fackel nannte – erzählt in seinen Erinnerungen an Ferdinand Sauter, daß er einmal einen Freund mit ihm bekannt machen wollte und überlegte, wo nach Jahreszeit, Witterung und Stunde der Gesuchte am sichersten zu finden sei: ob beim Gschwandner, beim „Engel“, beim Silberer oder beim Mandl in Hernals, ob im Klosterhof zu Weinhaus, bei der „Blauen Flasche“ in Lerchenfeld oder beim Klampfl „Zur Stadt Belgrad“; denn Sauter in seiner Behausung zu treffen, wäre ein Kunststück ersten Ranges gewesen. Da die Stadt im Nebel lag, pilgerte Schlögl mit seinem Freund vorerst zum nahen „Josefsberg“ am Glacis; – „richtig saß er an einem Ecktische, mit den Händen lebhaft agierend, im Kreise behäbiger Bürger, denen er ohne Zweifel sein neuestes, wohl ein ernstes Gedicht recitierte, denn seine Zuhörer, die nur Lustiges verlangten, glotzten ihn mit rechten Schafsaugen an und schwiegen, sichtlich enttäuscht, als er zu Ende war . . . Da mich der durchgefallene Poet, der tristen Situation wegen, in der er sich befand, erbarmte, und es mir ins Herz schnitt, daß der Arme seine besten Gaben, als solche unerkannt, in die Menge warf und dem Unverstand opferte, entfernten

wir uns in Bälde, ohne den nun auch mürrisch Grübelnden aus seinen Sinnen aufzuseuchen.“

Doch er verkehrte bis 1848 auch in besseren Kreisen. Im Gasthaus „Zur Stadt Belgrad“ (Ecke Auerspergstraße und Josefsgasse), später im Gasthaus „Zur Dreifaltigkeit“ (Ecke Mechitaristen- und Neustiftgasse) hatte der Literat Johann Nepomuk Vogl eine bedeutende Künstlerschar um sich gruppiert. Dort wurde gezecht, aus eigenen Werken rezitiert oder nach vorgegebenen Reimwörtern aus dem Stegreif um die Wette gedichtet. Ferdinand war ein stets gerne gesehener Gast. Die Fröhlichkeit der um Vogl versammelten Männerrunde klingt aus Sauters Gelegenheitsgedicht „Zum Abschied“: *So leb denn wohl, du biedrer trauter Voß, / Und denke oft an Belgrads frohe Nächte, / Vergiß nicht, was dein Herz einst dort genoß, / Mit Freunden, glühend für das Wahre, Rechte, / Und wie der Gerstensaft in Strömen floß / Bei Sang und Klang und Scherz und Wortgefechte, / Und wie die Lieb aus Aller Herzen sproß / Umschlingend uns zu innigem Geflechte; / Erwirb dir Freund' in fremder Menschen Troß, / Denn Gute finden allerwärts das Rechte; / Doch denk', wenn Mondschein sich herniedergoß: / ,Wenn jetzt ein Luftschiff mich nach Belgrad brächte!'*

Im „Vogl-Haus“, wie die feuchtfröhliche Runde hieß, verkehrte auch der Jurist und spätere Reichsratsabgeordnete Dr. Julius Alexander von Schindler, der 1855 unter seinem Künstlernamen Julius von der Traun die erste Sammlung von Sauters Gedichten herausgab. Franz Stelzhamer, Ferdinands Salzburger Schulfreund, zählte ebenfalls zu dieser Gruppe und trug gerne seine Dialektgedichte vor. Diese erregten Ferdinands Mißfallen. „Und ich weiß, es wird noch einmal die Zeit kommen, wo mein Name im Konversationslexikon steht“, wettete Stelzhamer. *Das ist eine papierene Unsterblichkeit*, entgegnete ihm Sauter, *und selbst die zu erreichen, hindern uns des Lebens Sorgen. Das beherzige wohl, mein lieber Franz!* „Wenn wir etwas beherzigen sollen“, rief man von allen Seiten, „darfst du es nicht mit so trockenen Worten sagen. Schreib ein Gedicht ‚Beherzigung‘“ – *Soll ich's improvisieren?* fragte Ferdinand, fuhr sich über die Stirn und rezitierte nach kurzem Nachdenken aus dem Stegreif seine berühmt gewordene „Beherzigung“, deren letzten Strophen lauten: *Eines doch bedenke jeder, / Was er immer tut und treibt, / Ob mit Hammer oder Feder / Brot er schmiedet oder schreibt: // Daß die Mühsal des Erwerbens / Ihm sein Bestes untergräbt / Und am Tage seines Sterbens / Niemand weiß, ob er gelebt.*

In der Erzählung „Eine Nacht auf den Straßen Wiens“, welche 1842 in Saphirs „Humorist“ abgedruckt wurde, erinnert sich Stelzhamer einer Begebenheit des Sommers 1836. Stelzhamer war an einem Abend von seinem Wiener Quartier ausgesperrt. Er hatte den Haustorschlüssel vergessen, der Hausmeister öffnete nicht. So begab er sich auf eine nächtliche Wanderung durch die innere Stadt über das Glacis in die Josefstadt und Alservorstadt bis zu einer Schenke in der Kaiserstraße. Zufällig traf er auf der Straße seinen „liebsten Jugendfreund mit dem braunen Lokkenkopf und der jokosen Proteusnatur“ – Ferdinand Sauter. Das war ein frohes Wiedersehen; und die Freunde setzten ihren Streifzug durch das nächtliche Wien und seine Beisel bis zum frühen Morgen fort.

Mit Franz Stelzhamer verband Sauter ein zweiter Freundeskreis, der sogenannte „Oberösterreichische Landtag“. Diesem Dichterbund gehörten auch die Salzburger August Radnitzky und Sylvester Wagner an. Mittelpunkt war Adalbert Stifter, in dessen Wohnung im Haus „Zum küß den Pfennig“ am Hafnersteig häufig zum

Leidwesen der Hausfrau getagt wurde. Ferdinand machte Frau Amalie Stifter besonders nervös. „Er wußte weder zur gehörigen Zeit zu kommen, noch zur passenden Zeit zu gehen; er fiel in die Stube wie hineingeschneit, seine Kleidung war meist in einer Weise defekt, welche ihn zu gymnastischen Künsten zwang, sollte er nicht in Gefahr kommen, unwillkürlich den Anstand auf das Größlichste zu verletzen. Kurz, seine Seele war das einzige Reine an ihm. Dazu sprach er mit einem Zynismus, der seinem Äußeren vollständig entsprach, und redete sich oft in ein Thema hinein, daß er vollständig vergaß, wo er war und wer ihm zuhörte.“ Adalbert Stifter schätzte ihn sehr und wollte seine Gedichte bei Gustav Heckenast in Pest verlegen lassen. Aber Ferdinand lehnte ab. Er half als Kopist bei dem von Stifter, Radnitzky, Wagner, Stelzhamer und anderen verfaßten Sammelband „Wien und die Wiener“, der 1844 bei Heckenast erschien, lieferte zu diesem Buch aber keine eigenen Beiträge.

Sauter zeigte sich im Haus Stifter aber auch von seiner charmanten Seite. Die Schönheit Frau Amaliens inspirierte ihn zu dem Gedichte „Die schönen Augen“: *Augen sind mir jüngst erschienen, / Schönre gibts nicht auf der Welt, / Sie gehören Philippinen, / Hat mir irgendwer erzählt. // Augen sind es, glänzend dunkle, / Strömend aus wie sanftes Licht, / Und das hellste Sterngefunkel / Strahlet doch wie diese nicht. // Nicht vermag ich zu vergleichen / Solcher Augen Zauberschein, / Mondesglänzen muß erbleichen / Ihrem Schimmer, mild und rein. // Beider Brauen zarte Bogen / An der schönsten Stirne Rand, / Kühn um ihr Oval gezogen, / Rauben gänzlich den Verstand. // Bist du von den Feuerblicken / Dieses Augenpaars durchschaut, / Fühlst im seligsten Entzücken / Du dein Inn'eres aufgethaut, // Und in allen Erdenwonnen, / Die dem Menschen sind geschenkt, / Ist dein ganzes Seyn zerronnen, / Wenn sie sich in dich gesenkt. // Doch sey ruhig mit dem Schwärmen, / Und erspare dein Gedicht, / Denn du könntest krank dich härmen, / Und es hälfe dennoch nicht, // Dieser Augen Flammensterne / sammt dem schönen Leib daran / Bleiben dir wohl ewig ferne, / Leuchten einem andren Mann.*

Falls man Ferdinand überhaupt noch in die „bessere Gesellschaft“ einlud, war er ein Schrecken des Parketts. Er war gefürchtet wegen seines linkischen Benehmens und seiner ungestümen Bewegungen, durch die nicht allein Stühle umgeworfen wurden, sondern auch manch wervolles Erbstück in Brüche ging. Man erlaubte sich aber auch, den Tolpatsch zum Jux einzuladen und mit selbstgefälligen poetischen Platzhirschen, die im Vormärz in Wien trefflich gediehen, zu konfrontieren. Friedrich Schlögl hat uns hiezu eine köstliche Anekdote überliefert: Der halbverrückte, präziöse Carl Hugo und Ferdinand Sauter waren im Salon der Frau von Scheidlein zu Gast. Hugo, der meist französisch parlierte, behauptete selbstherrlich: „La poésie c'est moi!“ Als er aufgefordert wurde, eines seiner Gedichte vorzutragen, zierte er sich, weil er nichts Neues verfaßt hatte, und meinte, was er bisher geschrieben habe, würden die Damen ohnehin auswendig wissen und eine von ihnen könnte wohl aus dem Stegreif rezitieren. Da rettete die Gastgeberin die peinliche Situation mit der Bemerkung, daß jedes Gedicht im Mund des Dichters doppelten Reiz erhielt. *Ganz richtig*, setzte Ferdinand fort, *die Gnädige meint, man soll die Kipfel vom Bäckchen und net vom Greisler nehmen; wann aber der Greisler sauber und der Bäck schiach is, nimm i's do lieber vom Greisler.* Hugo war erzürnt. Als man dann Ferdinand Tee reichen wollte entgegnete er: *Tee trink i nur, wann i Bauchweh*

hab. Sonst trink i Wein und Bier. Doch er ließ sich das Gewünschte nicht bringen und sagte: *Nur nix holen lassen, da wird's warm über die Gassen, so was schmeckt nur im Wirtshaus.* Man war konsterniert. Als der jüngste Sohn des Hauses ein Stück Kuchen anbot, fragte ihn Ferdinand: *Wie heißt denn, du kleiner Schnipfer?* „Cäsar“, war seine Antwort. Darauf Ferdinand: *Cäsar? Das is ja a Hundsnam? B'halt dein Apport!* Da war die Konfusion perfekt. Jedoch Ferdinand kümmerte das nicht. Er unterhielt sich mit einigen jungen Mädchen, während Hugo laut murrend auf und ab ging. Plötzlich schrie ihn Ferdinand an: *Sö, jetzt san's amol stad, Herr Doktor, plauschen S' net allerweil und hören S' mit Ihnern ewigen ‚Parlez-vous français‘ auf – i sag mein neuchestes Gedicht denen Fräulein da vor!* – Man war von seinem Vortrag begeistert, verzieh ihm sein unschönes Benehmen, und Hugo war für den Rest des Abends nicht mehr interessant.

Obwohl Ferdinand seine Berufspflichten in der Niederlage der Klein-Neusiedler Papierfabrik unregelmäßig und immer lustloser versah, nach durchzechten Nächten verspätet zur Arbeit kam und seinen Widerwillen gegen diesen geisttötenden *Papierposten* deutlich zeigte, war ihm sein Prinzipal stets wohlwollend gesinnt. Auf einem zufällig erhalten gebliebenen Zettel gab Ferdinand seinen Gefühlen freien Lauf: *Am Tage in der Niederlage, / Am Abend ins Bett nach Haus, / Es ist ein Leben voller Plage, / Ich halt es nimmer aus. – Wenig Gulden, / Manche Schulden. / Wenig Freude / Zu dem Leide / Wenig Freiheit; / Keine Neuheit / In dem Wandeln / Und das Handeln / Mit Papieren / Zum Crepieren / Ist das Leben.* Im Jahr 1835 wurde das Unternehmen an eine Aktiengesellschaft verkauft, und der arbeitsunwillige Bedienstete bekam einen neuen, auf korrekte Pflichterfüllung bedachten Vorgesetzten. Die Abneigung Ferdinands gegen seine Alltagsfron wuchs: *Nein, es ist nicht auszuhalten, / Dieses Leben ist zu dumm. / Und wie Erd und Himmel schalten, / Wird mir Leib und Seele krumm.* Bevor er sich aufraffen konnte, eine andere Beschäftigung zu suchen, wurde ihm im Jahr 1839 kurzfristig gekündigt. Doch das kümmerte ihn wenig. Er überließ die Suche nach einer neuen Arbeitsstelle seinen Wiener Freunden und reiste inzwischen nach Salzburg. Bei einer Wanderung im Salzkammergut sprang er unweit von Hallstatt in Übermut von einem Felsen, brach sich das Bein und wurde bewußtlos nach Hallstatt ins Spital gebracht. Lenau, der mit seiner Freundin, der Sängerin Karoline Unger, in dieser Gegend auf Urlaub war und vom Unfall gehört hatte, eilte herbei und verbrachte einige Tage und Nächte am Schmerzensbett des Verletzten. Dieser Krankenbesuch blieb unvergessen, Ferdinand bedankte sich in einem Gedicht „An Nikolaus Lenau“: *. . . Da trat'st du in die Kammer, / In der ich stöhnend lag, / Da fiel durch Nacht und Jammer / Ein lichter Streifen Tag. // Dich hatt' ich oft gesehen, / Dir war ich nur genannt, / Mir mußt' ein Leid geschehen, / Daß ich dich ganz erkannt. // Du hattest liebe Worte / Und sanfte, echte Art, / Des Schmerzes Kraft verdorrte / In deiner Gegenwart. . .* – Bei dem Unfall hatte er sein linkes Hüftgelenk derart gequetscht, daß er seitdem hinkte. Von Friedrich Schögl ist uns Ferdinands resignierender Kommentar zu seinem Gebrechen überliefert: *Jetzt bin i krump a no! Jetzt kann i scho gar nimmer in a ordentlichs Haus kommen und darf mi nur mehr in die Wirtshäuser aufhalten.* Dazu meinte ein Bekannter: „Sie werden erst wieder im Sarg gerade werden.“

Nach Wien *halb z'sammg'flickt* zurückgekehrt, arbeitete er vorerst in den Redaktionen der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ und der

„Wiener allgemeinen Musikzeitung“ als Faktotum. Sein Lohn war gering, Ferdinand litt oft Not. *Ich bin wohl durch meine Arbeit für das Nötigste geborgen*, schrieb er 1841 seinem Bruder Anton, *es gibt aber doch genug harte Stunden der Entbehrung. Ich will tragen, solange meine Kräfte ausreichen; ich bin schon so tüchtig durchgewalkt, daß ein Schlag mehr oder weniger nichts verfängen kann.* Einen gut bezahlten Kanzleiposten in Mittersill, zu dem ihm Salzburger Freunde verhelfen wollten, schlug er aus; er konnte den ungezügelter Jubel und Trubel der Wiener Heurigen seligkeit nicht mehr missen.

Endlich bekam er durch die Vermittlung seines Dichterfreundes Friedrich Halm eine Anstellung als Diurnist bei der „K.k. privilegierten ersten österreichischen Versicherungsgesellschaft“, die ihren Firmensitz in „Wien, Stadt, Dorotheergasse Nro. 1116, erster Stock“ hatte, wie auf Formularen zu lesen ist, die Sauter zur Niederschrift von Gedichten verwendete; aus dieser Versicherungsgesellschaft entstand später die „Niederösterreichische Brandschaden-Assekuranz-Gesellschaft“, welche sich zur heutigen „Donau Allgemeinen Versicherungs AG“ entwickelt hat. Sauter erhielt ein Anfangssalar von 300 Gulden pro anno, das später auf 500 Gulden erhöht wurde; er blieb dieser Arbeitsstelle bis zu seinem Tod treu. Wie sehr er um eine Gehaltsaufbesserung zu ringen hatte, lesen wir in einer undatierten Anfrage an einen Arbeitskollegen, welche er auf die Rückseite der Niederschrift seines Gedichts „Süße Ahnung“ setzte: *Sie! glauben Sie nicht, daß ich vor der Generalsitzung an Henikstein als den humansten des löbl. Trifoliums, in Betreff einer Gehaltsverbesserung schreiben sollte, oder wäre (es) vielleicht besser, mit ihm zu sprechen? – Nachdem mir Haslinger vor 3 Monaten Hoffnung gemacht, daß ich in diesem Jahr um G(ulden) 100- - mehr erhalten dürfte, sprach er sich Samstags, als ich ihm gratulierte, wieder sehr achselzuckend aus. Sie! auf Ehre! wenn ich dies Jahr wieder das Vorige behalte, geh' ich rein zu Grund!!*

Während des Tages schrieb er Versicherungspolizzen, verwendete Versicherungsformulare auch für die Niederschrift seiner poetischen Einfälle, am Abend schwärmte er aus in die Buschenschenken vor dem Linienwall, nach Neulerchenfeld und Hernals, wo Speis und Trank wohlfeiler war als in der Stadt. Die weinseligen Freuden vor der Vorortelinie haben als Wortspiel in den Distichen Sauters „Die Schönheitslinie des Lebens“ ihren literarischen Niederschlag gefunden: *Wellenförmig entrollt die Schönheitslinie des Lebens. / Halte im Gleise dich stets, weichend nicht rechts und nicht links. // Kennst du der Linien schönste, sie leitet zum Felde der Lerchen. / Hast du sie herzlich durchwallt, kehrst du wohl schwankend zurück.*

Ferdinand wurde als Wirtshausdichter zum stadtbekanntesten Original, seine burlesken Aussprüche und Vierzeiler waren Allgemeingut der Wiener. Die heitere Aufforderung an die Zuhörer: *Verkauft's mei Gwand, i bin im Himmel!* hat bis heute überlebt. – So kannte und schilderte ihn Friedrich Schögl in seinem feuilletonistischen Sammelband „Wiener Blut“: „Und inmitten des Volkes, des singenden, lachenden, trinkenden Volkes saß damals auch fast täglich der ‚Dichter des Volkes‘, der tief sinnige Ferdinand Sauter, der die elegischsten Lieder auf Fetzen Papier hinwarf, und der erst aufthaute, wenn's recht toll um ihn herum wurde und der ‚Grueber Franzl‘ auf dem ‚picksüßen Holz‘ die altbekannten Weisen spielte. Dann sprang Sauter in die Höhe, schnalzte mit den Fingern und sang wohl auch ein paar Strophen aus dem Stegreife: *Die Stiefeln san z'riss'n, / Der Strumpf hat a Loch / Und*

da kummt an der Schuaster / Jetzt no mal so hoch! // 's G'wand, das is schleißig, / Was liegt denn da dran, / Wenn ma beim Gschwandner / Nur eintreten kann.“ – Bei solchen „fermen G'spaß“, deren Niveau oft in erotische Niederungen abglitt, wenn er die körperlichen Vorzüge der Kellnerinnen pries oder Vierzeiler nach der Art der Spittelberglieder aus der „Hollerstauden“ intonierte, da waren die „Hetz“ und die „Gaudi“ perfekt. Man jubelte ihm zu und ließ ihn hochleben: „A Maß no für'n Ferdl! – Von mir a a Maßl für'n Herrn von Sauter! – Ferdl, des is ka Guldensäure! Des is a Zweiguldenwein, den trinkt der Wirt selber!“ tönte es von allen Seiten. „Jetzt aber was Unterspicktes, Ferdinand! – Ferdl, was aus der untern Lad'! Uns kann's gar net stark gnua sein! . . .“ Da improvisierte Sauter zum Gaudium seines gröhrenden, primitiven Publikums weiter – und die Hausherren, die alle mit einem „feschen Zeugl“ vorgefahren waren, die Seidenfabrikanten vom Brilliantengrund, die immer bei einer Hetz dabei waren, und die reichen Hausherrensöhne, die nichts anderes zu tun hatten, als das Geld vom Herrn Papa zu verputzen, die übrigen „Mondscheinbrüder“ und „feschen Geister“ beiderlei Geschlechts, sie alle bogen sich vor Lachen, weil „der Ferdl“ wieder einmal ganz arg „wildelte“. – Wenn ihn jedoch in dieser allgemeinen Euphorie der fragende Blick eines Freundes traf, da geschah es oft, daß er ernüchert hochfuhr, sich an die Stirn griff, zu weinen begann und davonlief. Die tiefe Kluft zwischen der banalen Realität und seinem Lebensideal erschütterte ihn. „Laßt's 'n gehn, hat'n halt wieder packt, wird schon z'ruckkommen“, beruhigten sich die Zechkumpane. – In solchen Momenten der tiefsten Verzweiflung und Erniedrigung, da er den Jammer und das Elend seines verpfuschten Lebens fühlte, blieb ihm als einziger Halt und Trost die Poesie. In diesen Augenblicken der schmerzhaften Selbsterkenntnis schuf er seine reifsten Gedichte: *Der Frühling blieb so lange aus / Und ließ sich nicht ersehnen, / Da welkte süßer Wünsche Strauß, / Es stockten selbst die Thränen. // Und wie er endlich lachend kam / Hervor aus Ostens Thoren, / Da war vor Frost und Sehnsuchtsgram / Das Herz schon längst erfroren.* – Doch am nächsten Abend saß Ferdinand wieder beim Wein.

Aus den vierziger Jahren stammt eine Miniatur, die Ferdinand Sauter als nachlässig gekleideten, früh gealterten, groß gewachsenen, hageren Mann, mit kahler hoher Stirn, eingefallenen Wangen, einem Schnurrbart nach magyarischer Art und wachsamen, aber müden Augen darstellt; ein zynischer Zug umspielt seinen Mund. Damals verfaßte er auch seine parodistische Selbstbiographie, die er oft zur Unterhaltung seiner Zechkumpane vortrug: *Immer lustig lebt der Sauter, / Treu ist sein Gemüth und lauter, / Tausend Hirngespinnste baut er, / Und sich selber nicht vertraut er, / Alles, was er hat, verhaut er, / Wie ein Vogel Strauß verdaut er, / Wenn oft Selchfleisch ißt und Kraut er, / Schöne Mädchen gerne schaut er, / Wie ein Kater dann miaut er, / Leider aber schon ergraut er, / Immer mehr und mehr – versaut er. . .* Das Gedicht wurde, solange die Reimwörter reichten, ad libitum fortgesetzt. In der Wiener Stadtbibliothek ist uns folgende, viel gröbere Version in Sauters Handschrift erhalten geblieben: *Immer fröhlich ist der Sauter, / Treu ist sein Gemüth und lauter, / Tausend Hirngespinnste baut er, / Doch sich selber nicht vertraut er. / Schöne Mädchen gerne schaut er, / Jede Nacht wünscht eine Braut er, / Wie ein Kater dann miaut er. / Gerne speiset Wurst und Kraut er, / Wie ein Russ' ins Essen haut er, / Wie ein Vogel Strauß verdaut er, / Wie ein Ochse wiederkaut er; / In der Dummheit so ergraut er, / Endlich stirbt das Vieh, der Sauter.*



F. Sauter

Ferdinand Sauter nach einer Federzeichnung von August Schubert.
 Aus: Ferdinand Sauter – Sein Leben und Dichten. Auf Grund einer Dissertation von
 Dr. Hans Deisinger, hg. v. Otto Pfeiffer (Wien 1926), zwischen S. 80 u. 81.

Sein Bruder Anton, der ihn in Wien besuchte, fand ihn „so verändert daß er ihn nicht mehr erkannte, bedeutend gealtert, verwildert, etwas glatzköpfig, übrigens noch der alte, so liebenswürdige, als unselbständige und sich nichts versagende Mensch“. Er suchte die Geselligkeit, um sein besseres Gewissen zu betäuben, „er stürzte von Zerstreuung zu Zerstreuung und von Genuß zu Genuß“.

Sauters spärlich in Almanachen und Zeitschriften veröffentlichten Gedichte brachten ihm die Anerkennung der zeitgenössischen Leser, auch Literaturkritiker achteten ihn. So schrieb etwa Hieronymus Lorm, alias Heinrich Landesmann, in seinem 1847 erschienenen Buch „Wiens poetische Schwingen und Federn“: „Sauter ist eine höchst originelle Figur unter den österreichischen Dichtern und unter den außerhalb Wiens unbekanntesten der talentvollste, ja vielleicht talentvoller als Mancher, dem es gelungen ist, seinen Namen über die Barrieren Wiens oder Österreichs schallen zu lassen. Ein schönes Gemüth, ein bewegtes inneres Leben spricht sich in

seinen Versen aus, die, obwohl nur zerstreut gedruckt, doch schon eine gewisse Wiener Popularität genießen; ja manche seiner Lieder sind förmlich in den Mund des Volkes übergegangen und werden als Volkslieder fortleben, ohne daß man später, so wie jetzt nicht, wissen wird, von wem sie herrühren. Was seinen Versen schadet und was eine durchgreifende Wirkung stets verhindern wird, ist das Didaktische, das in vielen vorherrscht und die Form, die sich manchmal Rococo kleidet.“

Ferdinand Sauter ist nie eine feste Beziehung zu einer Frau vergönnt gewesen. Voll *Sehnsuchtsdrang im Herzen* erhoffte er die Geborgenheit und das häusliche Glück an der Seite einer liebenden Gattin. Doch all seine Werbungen zerbrachen, kein Mädchen wollte sich mit seinem unsteten Lebenswandel zufrieden geben. Auf Liebeslieder voller Begeisterung und hymnischen Entzückens folgen trübsinnige Gedichte der Entsagung und des Verzichts. *Ich trug im Herzen längst ein stilles Träumen, / Zu finden eine gleichgestimmte Seele, / Die liebend mit der meinen sich vermähle; Ich fand sie nicht in dieser Erde Räumen* . . . Zärtliche Versuche einer Annäherung und heiße Liebesschwüre in Gedichten an eine Marie, eine Henriette geben Kunde von seinem Verlangen nach einer Partnerin. Als er im Jahr 1846 um Hedwig Zeidler, die Tochter eines Hernalser Freundes, warb, wies ihn die junge Dame mit den Worten zurück: „No ja, Herr Sauter, ich tät Ihnen schon heiraten, wenn S' net so viel trinken täten und so schlampig wären.“ Ferdinands Beteuerung: *Das hört alles auf, wenn ich einmal verheiratet bin*, fruchteten nichts. Als die Angebotete ihn kühl und abweisend behandelte, setzte er sich in einen Winkel und dichtete. Fragte sie ihn, was er schreibe, so antwortete er: *Sie wollen mich nicht anhören, so muß ich meine Gefühle niederschreiben*. In einer solchen Stunde entstand das Gedicht „Am Blumenbeet“, dessen Autograph die Umworbene bis in ihr hohes Alter wie einen Schatz hütete.

Die täglichen Enttäuschungen und Entbehrungen prägten Sauter immer mehr zum Zyniker. Nicht Einsicht und ergebenes Ertragen der zahllosen Schicksalsschläge, sondern ein sarkastischer Grundton schwingt in folgendem Distichon mit: *Hebt dich zum Himmel die Lieb' und stürzt in den Staub dich Gemeinheit, / Freu dich der Doppelnatur, die sich so herrlich verträgt*.

Während der vierziger Jahre begannen sich die Schriftsteller in Österreich gegen die übermächtige Zensur zu formieren. Es war nicht länger zu ertragen, daß die besten Männer emigrieren mußten, um in Leipzig, Breslau oder anderen liberalen deutschen Städten ihre in der Heimat suspekten Werke drucken zu lassen. Sauters Freund Friedrich Kaiser gründete die „Concordia“ – in dieser Künstlergesellschaft erklang Sauters Lobspruch „An Grillparzer“ –, der „Juridisch-politische Leseverein“ und zahlreiche andere intellektuelle Tarnorganisationen entstanden. Ferdinand Sauter gehörte einigen dieser Gesellschaften an, war aber nicht – wie etwa Eduard von Bauernfeld – aktiv am politischen Geschehen beteiligt. Sauter kämpfte mit dem Wort. Sein „Gassenlied“ war in aller Mund; durch aktuelle Zusätze erweitert – ähnlich den Nestroyschen Couplets –, wirkte es wie Sprengstoff. Doch niemand hatte den Mut, die brisante Botschaft aufzuschreiben. Nur zwölf zahme Strophen sind uns erhalten geblieben, ein kümmerlicher Rest; alles andere ist vergessen und verloren. Ein mächtiges Aufschreien gegen das Metternichsche System – Ludwig Börne nannte es schlechtweg „das böse Prinzip“ – dringt aus dem nur allzu spärlich überlieferten Spätwerk Sauters an unser Ohr. Manche dieser Gedichte, wie etwa

„Preßfreiheit“, „An die französischen Republikaner“, „An den Schneeberg“, „Geheime Polizei“, „Den Proletariern“, wagte man erst im zwanzigsten Jahrhundert zu drucken – Julius von der Traun, der sie kennen mußte, unterschlug sie. Selbst das viel harmlosere Gedicht „Blätterfall“ sucht man in seiner Sammlung vergebens: . . . *Hat doch die Nachtigall indessen / Schon längst ihr Zauberlied vergessen. // Sei still, mein klopfend Herz, sei still, / Du fühlst wohl, was ich deuten will, / Du kennst der tiefen Sehnsucht Klagen / Und was die welken Blätter sagen: // O Freiheit! Edler Seelen Licht! / O könnt ich, eh' mein Auge bricht, / Umdüstert nicht von Wolkengrauen, / Noch einmal deinen Frühling schauen!*

Im Sturmjahr 1848 zerbrachen die fröhlichen Literatenkreise. Die neue Zeit verlor das Interesse an der biedermeierlichen Poesie. Auch die gesellige Tafelrunde des Vogl-Hauses zerfiel. Das Verhältnis zwischen Ferdinand Sauter und Johann Nepomuk Vogl hatte sich getrübt; Sauter, der den Militärstand nicht leiden mochte und schon in seiner Jugend einen Korporal beleidigt hatte, verzieh Vogl nie dessen Soldatenlieder. Einige Freunde aus dem Vogl-Haus hielten jedoch Ferdinand die Treue bis zum Ende seiner Tage. Einer dieser Getreuen war der Schriftsteller und Dramatiker Ludwig Stephan Foglar, in dessen Haus Sauter oft verkehrte und gerne gesehen war. Die Familie Foglar stieß sich nicht an den Eigenwilligkeiten des genialen, wie Peter Altenberg leicht erregbaren Sonderlings; man akzeptierte ihn so, wie er war – ein untrügliches Zeichen echter Freundschaft.

Ferdinand Sauter lebte in seinen letzten Lebensjahren in einer geordneten Unregelmäßigkeit und wandelte sich immer mehr zu dem „heruntergekommenen Genie“, zu welchem ihn die Nachwelt abgestempelt hat. Die eintönige Arbeit in der Versicherungsgesellschaft füllte ihn nicht aus, ein behagliches Heim und Familienglück gab es für ihn nicht – er hatte in seinem Leben nichts mehr zu erwarten. Sein Verlangen nach Geselligkeit trieb ihn immer wieder in die Kaffee- und Wirtshäuser, wo er oft zum Mittelpunkt zügelloser Ausgelassenheit wurde. Beim Grünbeck in Hernals, in der „Blauen Flasche“ in Lerchenfeld, im alten Klosterhof in Weinhaus, beim Gschwandner oder Stalehner – dort war er eigentlich zu Hause. In den „Lucken“ vor der Stadtmauer und in den Gastgärten der Buschenschenken unterhielt er sein Publikum mit improvisierten Gstanzeln, die als Gassenhauer die Runde machten; so ist Ferdinand Sauter einer der Väter des Wienerliedes geworden. Wenn er in Stimmung war, dichtete er für ein Seidel Bier oder einen Pfiff Wein auch auf Bestellung – oftmals im klassischen Metrum: *Dich soll ich singen auch, du Spender köstlichen Bieres; / Lieb und wert bist du mir, lieber noch wahrlich dein Bier.* Das Gedicht „Zur blauen Flasche“ (Silvesternacht 1853/54) – von Ludwig Wegmann im Jahr 1904 erstmals veröffentlicht – ist ein Beispiel für seine späte Gelegenheitslyrik. Manche Stachelverse Sauters erinnern an die Treffsicherheit Lessings: *Soll ich dir, Mädchen, den Werth von Geist und Körper bestimmen, / Ziehend behende den Schluß, schrumpfst du zum Feigenblatt ein. – Kennt ihr denselbigen Mann, er redet mit Händen und Füßen, / Haltet euch ferne von ihm, wollt ihr kein nasses Gesicht. – Finsterstreng ist sein Sinn, und scharf bewaffnet sein Auge, / Doch in der eisernen Brust trägt er ein fühlendes Herz.*

Ein Freund beschrieb Sauters Tagesablauf folgendermaßen: Er stand um 8 Uhr morgens auf, frühstückte in einem Kaffeehause am Josefstädter Glacis, überflog die telegraphischen Depeschen und hinkte in seine Kanzlei. Mittags speiste er im Mi-

chaeler Bierhause, begab sich dann ins Café National, später in die Kanzlei, aus der er wieder um 5 Uhr ins Kaffeehaus zurückkehrte. (*Herrlich ist es, Mokka schlürfen / Und sich etwas denken dürfen, / In der Hand ein Zeitungsblatt; / Aus des glühnden Knasters Qualme / Steigt des innern Friedens Palme / Dem, der nicht Europa-satt.*) Dort fand er meistens Freunde, die ihn nach Neulerchenfeld, „seinem Tusculum und Sorgenfrei“, begleiteten. Stets war er in Geldnöten, und „die äußere Erscheinung gering achtend, vernachlässigte er sich auch äußerlich immer mehr“. Seine Kleidung glich oft der eines Vagabunden: „ein abgeschabter, fadenscheiniger Rock, meist mit aufgetrennten Nähten, ein zeretztes Halstuch, ein zerknitterter Filz mit herabhängender Krempe, eine Hose, von der die Fransen die Löcher der Stiefel decken sollten.“ Der schäbige Aufzug Ferdinands brachte auch mitunter seine Freunde in Schwierigkeiten. Friedrich Schlögl erinnert sich, daß der beim Regiment Deutschmeister als Oberleutnant dienende Wenzel Messenhauser, nachdem er mit Ferdinand in der Dämmerstunde nächst dem Josefstädter Glacis Arm in Arm spazierte, beim Frührapport des nächsten Tags arg gerüffelt wurde, weil er am Vorabend an der Seite eines „decorumswidrigen Civilisten“ bemerkt worden sei. „Aber trotz dieser Toilette-Defecte“, setzt Schlögl fort, „hielten unbefangene, klare Geister und einzelne wackere Männer, auch vornehmen Standes, und biedere Familien treu zu ihm.“ Selbst in den Jahren des äußeren Verfalls hatte Ferdinand in seinen Wiener Freunden ein verlässliches soziales Fangnetz, das ihn stets vor dem Schlimmsten bewahrte.

Die Bauwut der beginnenden Gründerzeit war ihm verhaßt. Verachtung und Wehmut sprechen aus dem Gedicht „Verbaut“, in welchem er den Verlust eines Hausgärtleins beklagt: *. . . Ich schaute durch die Scheiben, / Was da mein Aug' erblickt! / Die Bäumchen umgehauen, / Die Blumen all geknickt. // Daneben aufgeschichtet / Lag Ziegel, Hauf an Hauf, / Und weiter auf dem Pfosten, / Da stand ein Mann darauf. // Nicht unschwer war's verständlich, / Wie das zu deuten sei: / Dem Mann dort ist die Menschheit / Nur eine Zinspartei.*

Entsagung und Todesahnung mischen sich unter die Themen seiner Alterspoesie: *Die Jugend floh vorüber, / Die Freud ist fast verlernt, / Der Tag wird trüb und trüber, / Das Glück liegt weit entfernt. // Und Lenz und Sommer schwanden, / Frost hüllt das Leben ein. / Doch, ach, sie alle fanden / Mich immer noch allein . . . // So welk' ich ohne Früchte, / Ein Efeu sonder Stab, / Und sterb' zuletzt und flüchte / Mich einsam in das Grab.* – Wenige Tage vor seinem Tod verfaßte er seine eigene Grabschrift: *Viel genossen, viel gelitten / Und das Glück lag in der Mitten. / Viel empfunden, nichts erworben, / Froh gelebt und leicht gestorben. / Fragt nicht nach der Zahl der Jahre – / Kein Kalender ist die Bahre / Und der Mensch im Leichentuch / Bleibt ein zugeklapptes Buch. / Deshalb, Wanderer, zieh doch weiter, / Denn Verwesung stimmt nicht heiter.*

Obwohl wir in Sauters Gedichten eine stoische Gelassenheit zur Thematik des Todes erkennen können, hatte er panische Angst vor dem Sterben. Als im Herbst 1854 die Cholera in Wien wütete und auch so manchen Freund Ferdinands hinwegraffte, da meinten einige junge Ärzte seines Bekanntenkreises, auch er werde ganz gewiß ihrem Seziermesser verfallen. Das versetzte ihn derart in Entsetzen und Bestürzung, daß er in Tränen ausbrach und verzweifelt ausrief: *Ihr dürft mich nicht bekommen, ihr dürft mich nicht!* Täglich studierte er die Annoncen der Tageszeitungen, mit denen immer neue Universalmittel gegen die Seuche angepriesen wurden,

rannte von Apotheke zu Apotheke und kaufte allerlei Medikamente gegen die drohende Krankheit. Als sich auch bei ihm die ersten Anzeichen der Cholera bemerkbar machten, schüttete er am Wirtshaustisch ein Pulver ins Weinglas und trank das Gemisch hastig aus. Als ihm dann der kalte Schweiß auf die Stirne trat und er sich vor Schmerzen krümmte, erklärte er sich seinen Freunden im kläglichsten Ton: *Mein Gott, mir is so viel schlecht, ich hab ein' entsetzlichen Durchfall und da hat mir der Doktor Doverische Pulver verschrieben; weil i aber doch ein' Heurigen a trinken möcht', so nimm i's halt mit ihm . . .* Das war das Schlimmste, was Ferdinand in seinem Zustand tun konnte, denn die Doverischen Pulver (Pulvis Ipecacuanhae opiatum) enthalten Morphium und verursachen in Verbindung mit Alkohol rasendes Herzklopfen. Drei Freunde, darunter der Arzt Dr. Kudlich, brachten Ferdinand in seine Wohnung (Hernalser Hauptstraße 63) und noch am selben Abend in das Cholera-Notspital (Hernalser Hauptstraße 100), wo er nach wenigen Stunden, am 30. Oktober 1854, um 2 Uhr morgens seine Seele aushauchte.

Am Allerheiligentag wurde Ferdinand Sauter unter großer Anteilnahme der Wiener Bevölkerung am alten Hernalser Friedhof (zwischen der Tauber- und der Rosensteingasse) bestattet. Viele Dichter und Journalisten gaben ihm das letzte Geleit, Friedrich Kaiser sprach den Nachruf. Doch auch so mancher, der ihn nur aus den Gaststätten von Hernalers und Lerchenfeld gekannt hatte, war dem ärmlichen Kondukt gefolgt. „Der arme Narr! A drolliger Kauz! A liaber Kerl! Hab'n recht gern g'habt! Schad, daß er schon g'storb'n is; hätt' uns no viel z'lachen geb'n können“ – lautete nach Schlögl's Aufzeichnungen der Nekrolog eines Wiener Bürgers. Im Jahr nach Sauters Tod wurde ein einfacher Grabstein gestiftet, der 1877 durch einen obeliskartigen Stein ersetzt wurde, auf dem des Dichters berühmte Grabrede zu lesen ist.

Auch im Grab fand Ferdinand Sauter keine Ruhe. Der alte Hernalser Friedhof fiel der Stadterweiterung zum Opfer und wurde aufgelassen. Des Dichters sterbliche Überreste wurden exhumiert und am 7. April 1878 auf dem neuen Hernalser Friedhof (Gruppe B, Grab Nr. 23) abermals beigesetzt. Wie populär Sauter noch immer war, zeigte der lange Kondukt bei der Überführung. Der Grabstein verwitterte im Laufe der Jahre. Daher erhielt das mit Cotoneaster bepflanzte, schlichte Grab im Oktober 1993 einen neuen, dem vorherigen gleichenden Stein.

Hätte man Ferdinand Sauter einst beim Heurigen prophezeit, daß seine Grabruhe gestört und seine Gebeine gar in ein Ehrengrab der Gemeinde Wien umgebettet würden, dann wären ihm wohl die letzten Strophen seines Gedichtes „Pech“ in den Sinn gekommen: *Was i treib' – Höllenqual, / Pech hab' ich überall – / Was ich im Leb'n tendier', / 's Pech hängt an mir. // Wann i wir g'storb'n sein, / Grabts mi in Asphalt ein – / Denn Pech bleibt bis ans End' / Mein Element.* Und hätte noch ein paar Vierzeiler angehängt: *„Wann i begraben bin, / Laßts in der Grub'n mi drinn. / Sargdeckel – du bleibst zu! / I möcht' mei Ruh. // Weil immer Pech i hab', / Hab'n s' mi g'hob'n aus mein Grab. / Hernalers wird jetzt ungeniert / Zuasphaltiert.“*

Ein Jahr nach Sauters Tod gab der Jurist und Schriftsteller Dr. Alexander Julius von Schindler unter dem Pseudonym „Julius von der Traun“ ein Bändchen mit Gedichten Ferdinand Sauters heraus. Diese Sammlung wurde recht unterschiedlich

aufgenommen. Viele Leser waren dankbar, endlich Sauters Gedichte gedruckt zu sehen; schon nach kurzer Zeit war das Buch vergriffen. In die Freude mischten sich aber kritische Stimmen. Man beklagte, daß das Buch viele Perlen aus dem lyrischen Schaffen Sauters nicht enthalte, obwohl sie allgemein bekannt waren. Der Herausgeber war bestrebt gewesen, Ferdinand Sauter und sein Werk zu idealisieren. Schindler hatte die Dialektgedichte, mit denen der Vestorbene populär und im Gedächtnis seiner Zeitgenossen lebendig geblieben war, übergangen und die zeitkritischen, zynischen Poeme wegen des reaktionären Zeitgeists ausgeschlossen und der Vergessenheit preisgegeben. Constant von Wurzbach versuchte in seiner biographischen Skizze über Ferdinand Sauter im Jahr 1874 Schindlers einseitigen Eklektizismus mit den Worten zu rechtfertigen: „Julius von der Traun hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die Gedichte Sauters des Dichters und nicht die Verse Sauters des Zynikers herauszugeben. Letztere Aufgabe möge jenen überlassen bleiben, welche nicht Apoll für den Gott, sondern die Venus vulgivaga für die Göttin der Dichtung halten.“ – Doch noch eine andere Eigenmächtigkeit Schindlers ist zu rügen: Er hat an manchen Stellen Sauters Text eigenwillig verändert. Hier ein Beispiel für seine Eingriffe: In den handschriftlichen Fassungen von Sauters Gedicht „Der Landmann“ lautet der erste Vers: *Die Ernt' ist heuer schlecht gerathen*. Doch Schindler unterdrückte den Austriazismus und ließ statt dessen drucken: „. . . ist diesmal schlecht gerathen“. Noch sieben andere Eingriffe sind allein in diesem Gedicht zu vermerken. Leider haben Börner und Deißinger die Textänderungen Schindlers in ihre Gedichtsammlungen übernommen.

Im Jahr 1895 veröffentlichte der Wiener Landschaftsmaler und Schriftsteller Otto Pfeiffer Gedichte Sauters, die in der Ausgabe Schindlers fehlten. Es ist merkwürdig, daß man den Herausgeber im Buch nicht erwähnt, hingegen Dr. Karl von Thaler, von dem nur das Vorwort stammt, auf dem Titelblatt nennt. 1904 gab Ludwig Wegmann im Selbstverlag eine Biographie Sauters und einige noch ungedruckte Gedichte heraus. 1914 erschien Wilhelm Börners „Erste Gesamtausgabe“ der Gedichte, in die sich jedoch auch Verse des Matthias Claudius eingeschlichen haben. Das inhaltsreichste und gediegenste Werk über Sauter gaben 1926 Hans Deißinger, der 1913 über diesen Dichter dissertiert hatte, und Otto Pfeiffer heraus; 1927 wurde es nochmals in einer broschürten, sonst unveränderten Volksausgabe verlegt. Otto Pfeiffers sehr umfangreiche Sautersammlung, die in dem zuletzt genannten Buch verwertet worden war, wurde von seiner Tochter während des Zweiten Weltkriegs versteigert und damit leider in alle Winde zerstreut. 1940 veröffentlichte Otto Stein einen schmalen Auswahlband mit Gedichten Sauters, und zuletzt erschien 1958 in einem Taschenbuch des Stiasny-Verlags eine bescheidene Gedichtauswahl. – Es ist Zeit, sich Ferdinand Sauters wieder anzunehmen und sein Werk, soweit es überhaupt noch greifbar ist, in einer verlässlichen Ausgabe zugänglich zu machen. Neben seinem lyrischen Schaffen und seinen Briefen sollte auch sein „lustiges Trauerspiel: Die zusammengefallene Fabrik“ ediert werden.

Was erinnert heute in Stadt und Land Salzburg an Ferdinand Sauter? – Der „Sauterbogen“ in der Stadt Salzburg ist nicht nach ihm benannt. Am Reiterhaus in der Getreidegasse sucht man vergebens eine Gedenktafel. Nur am Geburtshaus in Werfen (dem heutigen Bezirksgericht) ist eine Marmortafel zu seinem Gedächtnis

angebracht. In Gnigl trägt zwischen Eich- und Schloßstraße eine unscheinbare, neben dem Bahndamm verlaufende Straße seinen Namen. – Doch Welch ein Mißgriff! Welch eine Ironie, dem Antimodernisten und Feind technischer Neuerungen Ferdinand Sauter solch eine Straße zu widmen; ihm, der wenige Tage vor seinem Tod einem Freund zugerufen hat: *Mit der Poesie geht es zu Ende, Eisenbahnen und Dampfschiffe ruinieren das Reich der Phantasie!*

Seitenkonkordanz zu den in Büchern
gedruckten Gedichten von Ferdinand Sauter

Anmerkung

Mit dieser Konkordanz wird erstmals ein synoptischer, nach den Überschriften alphabetisch geordneter Überblick über die in Büchern veröffentlichten Gedichte Ferdinand Sauters gegeben. Es wurde hierbei nicht versucht, Zweifelhaftes von Echtem zu trennen; daher sind auch jene Gedichte aus der Sammlung Wilhelm Börners aufgenommen worden, die nach den Untersuchungen Hans Deißingers nicht von Ferdinand Sauter stammen. Gedichte, die unter verschiedenen Überschriften überliefert sind, werden auch unter diesen erwähnt; Querverweise erleichtern die Orientierung.

Die Seitenkonkordanz ist als ein kombiniertes Inhaltsverzeichnis konzipiert und als Hilfe für das rasche Auffinden der Gedichte Sauters gedacht.

Auf die Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl „Über Ferdinand Sauter den Dichter und Sonderling“ wurde nicht verwiesen, da diese 1884 im Verlag von Hugo Engel, Wien und Leipzig, erschienene Broschüre ein Sonderabdruck aus der „Deutschen Zeitung“ Nr. 4281 und 4283 ist. Einen Überblick über die in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Gedichte Sauters bot zuletzt Josef Buchowiecki in seinem 1972 gedruckten Werk.

Unberücksichtigt blieben jene Gedichte, welche Ludwig Zant „Zu Ferdinand Sauters hundertstem Todestag“ 1953 im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, 3. Folge, 1. Band, auf den S. 174–176 nur fragmentarisch zitiert. Hingegen wurde das von Hans Deißinger im „Salzburger Almanach“ 1953, S. 135 und 136, vollständig abgedruckte Gedicht Sauters „Mein Hoffungsstern“ in die Übersicht aufgenommen.

Abkürzungen

- Tra = Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensskizze aus dem Nachlasse herausgegeben von *Julius von der Traun* (= Dr. Julius Alexander Schindler), Verlag Tendler und Comp., Wien 1855.
- Tha = Gedichte aus dem Nachlaß von Ferdinand Sauter, (*Otto Pfeiffer* und) Dr. *Karl von Thaler*, Verlag der Buchhandlung Carl Teufen, Wien 1895.
- Weg = Ferdinand Sauter. Ein Lebensbild des wienerschen Dichters nach Mitteilungen seiner Zeitgenossen zusammengestellt von *Ludwig Wegmann*, Selbstverlag des Verfassers, Wien 1904.
- Bör = Gedichte von Ferdinand Sauter. Erste Gesamtausgabe, herausgegeben und eingeleitet von *Wilhelm Börner*, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, Wien und Leipzig 1918.
- Lan = Ottakring. Ein Heimatbuch des 16. Wiener Gemeindebezirkes, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde in Ottakring, Seite 238–249 (verfaßt von *Fritz Lange*), Österreichischer Schulbuchverlag, Wien 1924.
- Dei = Ferdinand Sauter – Sein Leben und Dichten. Auf Grund einer Dissertation von Dr. *Hans Deißinger* herausgegeben, ergänzt und mit Abbildungen versehen von *Otto Pfeiffer*, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn, Wien 1926.

Hans Deißinger, Ferdinand Sauter, Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages 30. Oktober 1954, Salzburger Almanach, Seite 120–136, („Mein Hoffungsstern“, Seite 135), Otto Müller Verlag, Salzburg 1953.

Ste = „Freu dich schnell, es ist vonnöten!“ Ein Ferdinand-Sauter-Brevier, zusammengestellt von *Otto Stein*, Paul Zsolnay Verlag, Die hundert kleinen Bücher, Band 16, Wien 1940.

Sti = Ferdinand Sauter, „... und das Glück lag in der Mitten“, eingeleitet und ausgewählt von *Laurenz Wiedner* und *Gunther Martin*, Stiasny Verlag, „Das österreichische Wort“, Stiasny-Bücherei, Band 39, Graz und Wien 1958.

Buc = *Josef Buchowiecki*, Ferdinand Sauter. Mit ungedruckten Gedichten und einer Bibliographie, Verlag O. Kerry, Wien 1972.

Überschriften der Gedichte	Tra	Tha	Weg	Bör	Lan	Dei	Ste	Sti	Buc
Abschied	25			14		219	29	47	
Abschied eines alten Jägers von seinen Flinten		72		124		299			
Allein				196		163	33	38	
Allein	109		19	60		163	98		
Am Abend		43		99		144			
Am Blumenbeet		15		118		156			
Am Grabe Beethovens				152		223	40		
Am Grabe eines Dichters	107			58		193			
Amor im Kirchhofe	185			123		304	37		
Am Silvesterabend	129			69		282	56	114	
An * * * *	22			13		213			
An * als ihm die * starb				162					
An den Allvater (siehe: An den Vater) ...		21		87					
An den Dichter Joh. N. Vogl						230			
An den Frühling	88			48		258			
An den Mond	10			6		148			
An den Reim						301			
An den Schneeberg				179		266			
An den Stiefelknecht						302			
An den teuren blinden Mann						206			
An den Tod		40		97		157	43	45	
An den Vater (siehe: An den Allvater) ...						141			
An die deutschen Frauen						263			
An die französischen Republikaner				175		262			
An die Kurzsichtigen	95			52		183		103	
An die Poesie	1			1		190	90	67	
An einen Bildhauer		41		156		232			
An einen Freund		65		160		233		83	
An ein Mädchen	110			60		211	30		
An ein Mädchen		74		162		303			
An ein zweites		74		163		303			
An Franz Grillparzer (siehe: An Grillparzer)				145					
An Fräulein Aloisia				141		210			
An Friedrich Halm	162			148		226			

Überschriften der Gedichte	Tra	Tha	Weg	Bör	Lan	Dei	Ste	Sti	Buc
An gewisse Reimer	177			167		250	79	102	
An Grillparzer (siehe: An Franz Grillparzer)	166						223		
An H. v. Levitschnigg (siehe: An Levitschnigg)				152					
An Johann Gabriel Seidl	171			148		227			
An Levitschnigg (siehe: An H. v. Levitschnigg)	174						230		
An Marie		56		139		213			
An Marie						214			
An Nikolaus Lenau	163			146		224			
An Steiermark				123		246			
Auf die Reise	7			5		121		44	
Ausgleichung	96			52		183	73	118	
Ausgleichung				78		153	85	29	
Beherrigung	45			26		200	23	112	
Bei dem Tode seines Sohnes		63		154		231			
Beim Tode meiner Mutter	71			38		220	38		
Berg und Tal		28		91		143			
Besten Wunsch	112			61		167			
Blätterfall						261			
Dahin	30			17		179	96		
Das Blümlein						205			
Das Traumgesicht		54		138		212			
Das unzufriedene Bäumchen				114					
Dem Dichter Joh. N. Vogl	168			150		228			
Dem Mädlein				163					
Den Proletariern				172		265			
Den Ungünstigen				113		246		104	
Der Dichter		19		119		192			
Der Frage Lösung				80	248	151			
Der Letzte Baum	132			71		195			
Der Leuchtturm		31		92		169			
Der Mutter Abschied	18			10		275			
Der schönsten Tänzerin		55		138		220			
Dichter (siehe: Verschiedene Leute)	60			33		290			
Dichters Klage	35			20		194	88	70	
Die Blumen						271			
Die furchtbare Macht der deutschen Republikaner				173					
Die Gabe an das Mädlein				164					
Die Hoffnung	39			22		185			
Die Sommernacht	105			57		149			
Die Träne der Freude				111		124			
Distichen	186			183		309			
Einem Dichterling		34		164		247			
Einem Freunde						238			

Überschriften der Gedichte	Tra	Tha	Weg	Bör	Lan	Dei	Ste	Sti	Buc
Einem Mädchen ins Stammbuch				163		209			
Ein Gleichnis	125			68		182			
Ein Herbstbild (siehe: Herbstlied)				193					
Einsam	38			22		160		40	
Eisblumen				108		181			
Erinnerung an L. van Beethoven						222			
Ermunterung (siehe: Trost)	69			37		136			
Ermunterung	99			54		129		87	
Erste und Letzte Gunst	119			65		216		86	
Frühling (siehe: Vier Jahreszeiten)	150			132			51		
Frühlingsaufruf	5			4		138		52	
Frühlingsaufschwung			13	84		137			
Frühlingsmut	21			12		130			
Frühlingsscherz			9	81		297		53	
Fülle und Entbehrung				108					
Gartenwildnis	136			73		169			
Gassenlied	86		12	47		298	75	91	
Gedankenspäne (siehe: Hobelspäne, Zufälliges)			75	186		308		47	
Geheime Polizei				171		264		105	
Geheimer Ausflug				195		137		51	
Gemütsleben				85		122			
Gemüt und Welt				118					
Gestilltes Herz	117			64		140			
Getäuschte Hoffnung	23			13		134			
Glaube mir	74			39		189	71	93	
Grabschrift für Moriz Schuster				155		251			
Grüß Gott	62			34		210			
Guter Rat	63					250			
Handwerker (siehe: Verschiedene Leute)	55			30		288	64	107	
Haß	156			136		217		37	
Heimweh				106	246	176			
Henriette	159			140		218			
Herbst (siehe: Vier Jahreszeiten)	152			134					
Herbstbilder	67			35		164	53		
Herbstgefühl	65			34		161		60	
Herbstgruß				103		166			
Herbstlied						177			
Herbstphantasie	113			62		177			
Herbstwehen				181		300		61	
Hier liegen Fußangeln				183					
Hobelspäne (siehe: Gedankenspäne, Zufälliges)									15
Hymnus an die Musik		44		100		198			

Überschriften der Gedichte	Tra	Tha	Weg	Bör	Lan	Dei	Ste	Sti	Buc
Im Ährenfeld	148			131		158	39		
Im Herbste		29		91		173			
Im November	64					180			
Im Vorfrühling		11		83		130			
Innerer Streit		46		101		119	94	34	
Ins Stammbuch meines Freundes A. v. E.	175			158		240			
Inselland									9
Irdische Qualen	93			51		156		32	
Irdisch Los				109			69		
Josef Lanner (siehe: Lanner)				153				109	
Jugendzauber						120			
Knabe und Mann		26		89		150			
Landmann (siehe: Verschiedene Leute) . . .	51			29		286		106	
Lanner (siehe: Josef Lanner)	161					231	42		
Lebensgewinn	147	59		131		155		36	
Lebensweise	9			6		133	83		
Lebewohl an Marie		57		140		218			
Letzter Trost	26			15		168			
Liebe	155			135		216	28	80	
Liebeleben	42		98		132				
Liebender (siehe: Umsonst)	57			31		289		79	
Liebesdrang				107		139			
Macht der Musik				104		198			
Marie	37			21		214			
Meine Grabschrift	144		21	78	242	251	101	123	6
Meine Liebe				106		176	32		
Meinem Freunde Emil Titl				157		239			
Meinem Freunde Dr. W. zum Abschied . .						234			
Meinem Freunde L.	178			160		241		85	
Meiner Lieben Nanni am Silvesterabend 1828				142		209			
Mein Hoffungsstern						135			
Mein Sonntagsmorgen	79			42		292		95	
Merk's Esel					245	303			
Metamorphose	158			137		219			
Metternichs Traum				176					
Mittagglühen	33			18		178		58	
Mondnacht	76			41		255		55	
Morgenbetrachtung		23		190		159			
Nachruf bei dem Begräbnis des Compositeurs Lanner		67							

Überschriften der Gedichte	Tra	Tha	Weg	Bör	Lan	Dei	Ste	Sti	Buc
Nachtwächtergedanken		37		95		280	49		
Noch einmal Frühling				120		143			
Ohne Liebe	120			65		160			
Ostergruß	103			56		133			
Philosoph (siehe: Verschiedene Leute)	49			28		285			
Preßfreiheit				172		267	61		
Priester (siehe: Verschiedene Leute)	53			29		287			
Prolog bei Eröffnung eines Haustheaters									12
Prolog zur Eröffnung eines Haustheaters									12
Schneeglöckchen				93		272			
Sei nicht dumm	135			73		134	27		
Selbstbiographie			11	182		112	16	48	
Sieg des Frühlings	91			50		260		63	
Soldat (siehe: Verschiedene Leute)	50			28		286	63		
Sommer (siehe: Vier Jahreszeiten)	151			133			52	57	
Spätherbstblätter						180			
Spekulant (siehe: Verschiedene Leute)	58			32		290			
Staatsmann (siehe: Verschiedene Leute)	48			27		285	62		
Streit der Dichtungsarten	180			126		304	73		
Süße Ahnung	154			135		212			
Täuschung (siehe: Zu früh)	101			55		135			
Totengräberlied						277			
Totenreigen	14			8		278	44		
Trinkspruch						246			
Trofaiach				124		245			
Trost (siehe: Ermunterung)		32							
Umsonst (siehe: Verschiedene Leute, Nr. 7)		58				215			
Unabhängig	104			57		135	84	31	
Unmut	28			16		140		72	
Unseren geliebten Freunden zum Abschied		68		156		242			
Untergang									11
Verbannt (siehe: Verbaut)								100	
Verbaut (siehe: Verbannt)				110		197			
Verbrauchtes Gleichnis				103		158			
Vergebens	24			14		164	97	40	
Vergebens						162			
Vergeblich Sehnen									11
Vergessenheit	141			76		174		42	

Überschriften der Gedichte	Tra	Tha	Weg	Bör	Lan	Dei	Ste	Sti	Buc
Vergleichung				155					
Versagte Liebe	42			24		145		81	
Verschiedene Leute (siehe: Liebender, Umsonst)	48			27		285	62		
Verschiedenes Los						167			
Verschiedene Stimmen	12			7		291			
Versöhnung	127			68		186			
Versöhnung	157			137		217		46	
Versöhnung									10
Vier Jahreszeiten	150	51		132		256			
Vierzeiler				13	189	244	113	80	
Waldgang					105		172		
Warmer Spätherbst	108				59		172		
Wehmut im Frühlinge	31				17		147		
Weihnacht					112		152		
Weltbrauch					117		125		
Welteinklang	122				66		187		
Welt der Poesie					121		127		
Wiegenlied		39			96		276		
Winter (siehe: Vier Jahreszeiten)	152				134			55	
Winterbildchen	115				63		181		
Wolkenbruch					105		144		
Worte, Worte, Worte					194		126		110
Zeitflucht	149				132		166		41
Zu früh (siehe: Täuschung)		14							
Zufälliges (siehe: Gedankenspäne, Hobelspäne)	191						306	77	
Zum Abschied						247	244		
Zur blauen Flasche				22	179	239	283		116
Zwei Veilchen	102					55		304	
Nachtrag: Weitere vier Gedichte wurden erstmals veröffentlicht von <i>Josef Buchowiecki</i> , Warum Hernal's eine Sautergasse hat?, in: <i>Zeiten und Menschen von Hernal's</i> , hg. v. d. Arbeitsgemeinschaft Hernalser Heimatmuseum (Wien 1958), und zwar:									
Neuer Frühling	S. 85								S. 86
Frostiger Mai	S. 86								S. 87

Anschrift des Verfassers:
 Dr. Hermann Loimer
 Lederwaschgasse 16/8
 A-5020 Salzburg